

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 10.

Gottschee, am 19. Mai.

Jahrgang 1909.

Wenn's grünt.

Nicht immer ist so grün die Au
Und blüht und duftet die Rose,
Nicht immer ist so lachend blau
Der Himmel, der wolkenlose.

Die Rose verblüht am Strauche bald,
Der Herbst entblättert die Wälder,
Die Nebel kommen, der Wind pfeift kalt
Hin über verödete Felder.

O Herz wie traurig stünd' es um dich,
Wenn du nicht könntest nach Jahren
Von deinem Frühling, der bald verstrich,
Dir blühende Reste bewahren.

Ein Ruhmestag.

Hundert Jahre sind es her seit jenen Ruhmestagen in Österreichs Geschichte, da große Kriegshelden, ein Erzherzog Karl bei Aspern und ein Andreas Hofer in Tirol Ruhmesblätter in den Lorbeerfranz Austrias flochten und sich selbst den Ruhm der Unsterblichkeit sicherten. Große patriotische Feste werden das Andenken an jene ruhmreichen Tage und Helden unseres Vaterlandes beleben. Sie sind zugleich glänzende Zeugen, daß wahrer Freiheits- und Heldensinn und echte Vaterlandsliebe auf dem Boden katholischer Gesinnung sprossen.

Das Gedächtnis jener ruhmvollen Zeit der Freiheitskriege und insbesondere an ihren großen Helden Andreas Hofer wird der Tiroler Katholikentag am 22. und 23. Mai festlich begehen.

Ein anderer Ruhmestag steht dem katholischen Österreich in den nächsten Maitagen bevor. Ein Held auf geistigem Gebiete, ein Fürst im Reiche Gottes, aber auch ein Sohn unseres Vaterlandes aus jener Zeit des Kampfes gegen Despotie auf politischem und re-

ligiösem Gebiete, wird der höchsten Ehre, deren ein Mensch auf Erden teilhaft werden kann, würdig erachtet und als leuchtendes Vorbild allen Ständen der katholischen Christenheit vom Stellvertreter Christi vorgestellt werden. Es ist Klemens Maria Hofbauer, der Apostel von Wien, der jüngste Heilige Österreichs, dessen Heiligspiegelung am 20. Mai in Rom erfolgen wird.

Es ist fürwahr ein Tag des höchsten Ruhmes für Österreich und insbesondere für das deutsche Volk, aus dem Hofbauer hervorgegangen ist, daß nach langer Frist wieder eines seiner Kinder es bis zur Glorie der Heiligkeit gebracht hat.

Bei Gott ist kein Ansehen der Person und auch in der kathol. Kirche wird nicht nach Herkunft oder Stellung und Vermögen, sondern nach dem Maße des heiligen Geistes Würde und Ehre und Gnade ausgeteilt. So sehen wir jetzt einen Papst, der selbst aus ärmster Familie ist, einen Heiligen, der einst ein armer Bäckerjunge war, auf unsere Altäre erheben. Die Kirche, das Reich Gottes, ist im edelsten Sinne demokratisch. Für Könige und Fürsten hat die Kirche keinen anderen Glauben, keine anderen Sakramente, keine anderen Gebote, keinen anderen Himmel; sie lehrt vielmehr noch immer mit Christus: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Klemens Hofbauer, ein armer demütiger Ordensmann aus der Kongregation des allerh. Erlösers (Redemptoristen), von armen Eltern geboren,

zu arm, um studieren zu können, und darum genötigt, das Bäckerhandwerk zu erlernen und als Bäckergehilfe sich den Lebensunterhalt zu verdienen, bis ihm im Alter von 30 Jahren in größter Dürftigkeit das Studium ermöglicht wird, das ihm den Weg zum Priester- und Ordensstande eröffnen soll, ist so recht das Musterbild eines jener Armen, welche Christus und die Kirche selig preist.

Nicht die Armut als solche gibt schon ein Anrecht auf den Himmel, sondern nur die Armut im Geiste Christi, im heiligen Geiste, eine Armut, die der Bettler wie der König üben kann, die Armut eines Klemens Hofbauer.

Aber nicht minder wie durch seine Armut war er ein Vorbild seiner hochmütigen Zeit durch seinen kindlichfrommen, tiefen, überzeugungsvollen Glauben, der grell abstach vom Rationalismus, von der seichten „Aufklärung“ des 18. und 19. Jahrhunderts. In jener Zeit des Rationalismus, relig. Indifferentismus und des Josefinitismus, des Staats- und Nationalkirchentums, dem selbst manche Bischöfe und Lehrer der Theologie huldigten, hat Hofbauer, der seit 1808 bis 1820 in Wien wirkte, zum zweitenmale der Residenzstadt Wien den katholischen Glauben gebracht und ist so zum Apostel von Wien geworden. Von ihm ging der Geist des treuen Festhaltens am kath. Glauben und am Felsen Petri aus, der dem erstarrten kirchlichen Leben in Wien einen neuen Aufschwung gab. An dieser „Säule der Kirche Wiens“, wie Papst Pius VII. ihn nannte, da zer-

schellten die romfeindlichen Bestrebungen des josefinischen Geistes und an ihr hielten sich fest große Männer jener Tage, die wie Friedrich v. Schlegel, Zacharias Werner nach langen Irrfahrten den Weg zur kath. Kirche gefunden hatten.

Seinem felsenfesten Glauben entsprach sein apostolischer Freimut, der selbst keine Menschenfurcht kannte und auch aus dem Herzen anderer sie zu bannen mußte. In jener Zeit des Hofschranzenthums und der Kriecherei war es kein geringes Wagnis, nach allen Richtungen hin die Wahrheit zu predigen ohne Rücksicht auf Gefallen oder Mißfallen. Er war, wie sein Schüler ihn nannte, eine „Kraftnatur“ voll heiligen Heldenmutes für Gottes Sache. Und dieser heldenhafte Geist und Freimut hat jene geistige Befreiung aus der Knechtschaft des Josefinismus und des kirchlichen Liberalismus herbeigeführt, wie die Kriegstaten eines Erzherzog Karl und Andreas Hofer auf politischem Gebiete die Gewaltherrschaft des Korsen Napoleon gebrochen haben. Um ihn sammelten sich daher wie einst um Andreas Hofer die Getreuen und Mutigen im Kampfe gegen die Feinde der Kirche.

So groß wie sein Glaubenseifer und Freimut war seine Nächstenliebe, die ihn, den Fremdling ohne Mittel und Macht Wunderwerke der Nächstenliebe schaffen ließ. Zwei Knabeninstitute, die ihm ihr Entstehen verdankten, bekundeten seine Liebe zu der Jugend, der er vor allem den echt katholischen Geist einzuflößen suchte.

So steht die demütige Heldengestalt eines Klemens Hofbauer im armen, schlichten Gewande eines katholischen Priesters und Ordensmannes vor uns da. Nicht von der Welt bestaunte Großtaten, sondern seine innere Seelengröße, das reine Feuer seines hl. Glaubens und der Nächstenliebe, die erwärmende und belebende Kraft und der unbeugsame Glaubensmut, machten ihn zum Helden im Geisterkampfe und zum Heiligen Gottes.

Seit mehr als 150 Jahren hat Österreich nicht mehr das Glück gehabt, die Feier der Heiligsprechung eines seiner Söhne zu schauen. Ein umso herrlicherer Ruhmestag ist darum die Heiligsprechung des erst von Leo XIII. i. J. 1888 selig gesprochenen ersten deutschen Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer, eines Sohnes des anmutigen Mährerlandes, des treuen österreichischen Patrioten, des Heiligen von Wien.

Möge dieser Ehrentag des neuen Heiligen Österreichs den Geist der kath.

Glaubensstreue, des apostol. Freimutes, der christlichen Liebe durch die Fürbitte des hl. Klemens Maria Hofbauer die Völker Österreichs und seine geistlichen und weltlichen Führer allezeit befehlen!

Streben.

Denke nicht so oft an Tage,
Welche längst schon sind vergangen!
Wendet oft sich um der Wandrer,
Wird er spät an's Ziel gelangen
In die Zukunft lenk' die Blicke,
Denn im Werden liegt dein Streben!
Schreite vorwärts gleich dem Wandrer,
Willst du wahr und wirklich leben!

Neue Steuern im Anzug.

Am 27. April trat das Abgeordnetenhaus zu seiner Sommertagung zusammen. Frohgemut erschienen die Volksvertreter; hatten sie doch das Bewußtsein, daß durch den Zusammenbruch des serbischen Größenwahnes unsägliche Opfer an Geld und Blut von den Völkern Österreichs abgewendet worden waren. In dieser Stimmung fanden die Worte des Ministerpräsidenten Bienert „die Monarchie lebt!“ einen begeisterten Widerhall. Aber jäh änderte sich die Freude in Bestürzung, als Finanzminister Bilinski in dünnen Worten erklärte: „Der Staat braucht Geld.“

Ja, der Staat braucht dringend eine Verstärkung seiner Einnahmen, denn drohend zeigen sich bereits die Schatten eines Defizitgespenstes. Die schönen Zeiten der Millionenüberschüsse, die das Volkshaus bei Beginn seines Bestehens vorfand, sind dahin; es sind magere Jahre im Anzug. Man hatte allzu eifrig Millionen der Regierung abgefordert und abgetrotzt. Nun sind wir am Boden angekommen, wir haben nichts Überflüssiges mehr. Wohl aber sind die Auslagen erschreckend angewachsen, besonders durch die außerordentlichen Ereignisse seit vorigem Herbst. 55 $\frac{1}{2}$ Millionen sind an die Türkei als Entschädigung für Bosnien bezahlt worden; 400 Millionen haben die Kriegsrüstungen verschlungen, wovon auf Österreich eine jährliche Zinsenlast von 12 Millionen fällt; die politische Lage, die Sicherung unserer Zukunft erfordert den Bau mehrerer riesiger Kriegsschiffe; die Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird die militärischen Lasten empfindlich erhöhen; die darniederliegenden Finanzen der Kronländer schreien seit langem nach Staatshilfe; die bevorstehende Altersversicherung, soll sie den Erwartungen des Volkes entsprechen, verlangt einen tiefen Griff in den Staatsfächer; und so könnte man die Auslagenerfordernisse noch erklecklich weiter führen.

Da tauchen verschiedene Vorschläge auf. Die einen sagen: sparen! Die andern rufen: Geld her! Mit dem ersten ist nicht viel gedient, da die großen Auslagen bereits gemacht sind. Die andere Lösung hat sich der Finanzminister gewählt. Er

hat sich die Sache sehr einfach gemacht und einfach 95 $\frac{1}{2}$ Millionen neue Steuern als Ausweg empfohlen, davon 61 Millionen neue Biersteuern und 34 Millionen als Erhöhung der Brauntweinsteuer. Beim Brauntwein soll die Steuer auf einen Liter um 50 h erhöht werden, beim Biere springt man von 1 K 70 h auf 4 K per Hektoliter hinauf. Dadurch würde jemand, der täglich 2 Glas Bier trinkt, jährlich eine direkte Steuer von 41 K entrichten! Eine wahrhaft drückende Last. Weiters will der Finanzminister die Erbschaftsteuer von 18 Millionen auf 30 Millionen erhöhen, die kleinen Erbschaften allerdings unbesteuert lassen. Weiters soll die Grundsteuerborlage erledigt und die Eisenbahntarife erhöht werden.

Durch diese geplanten Steuern würde gar nichts erreicht als eine drückende Belastung der armen Volksschichten, die schon jetzt unter dem Steuerdrucke fast zusammenbrechen. Der Zweck, die Staatseinnahmen zu erhöhen, würde nur in unvollkommener Weise erreicht, da man mit den neuen Steuern gar nicht das Auslangen finden wird. Infolge der notwendigen Überweisungen an die Kronländer würden dem Staate bloß 35 Millionen Neueinnahmen zur Verfügung stehen, wodurch nur die notwendigsten Lücken des Staatsschiffes gestopft werden könnten. Es kann nicht im Traume daran gedacht werden, daß mit diesen drei Duzend Millionen etwa die Altersversicherung und die zweijährige Dienstzeit ins Leben gerufen oder die Zinsen der Rüstungsauslagen gedeckt werden könnten.

Es wäre besser, wenn der Staat andere und zwar ergiebige Steuerquellen aufsuchte. Die Reichen müssen zu den Lasten herangezogen werden. Da wäre vor allem eine ausgiebige Erhöhung der Personalsteuer an der oberen Grenze zu fordern. Die Besitzer von Wertpapieren könnten für ihre „Beschäftigung“, das Abschneiden der Zinsenkoupons, schon eine Anzapfung vertragen. Ebenso würde es viel gerechter sein, die Börsenbesucher zu besteuern. Auch die mühelosen Rieseneinkommen der Verwaltungsräte, die Gewinnanteile (Tantiemen), die Dividenden, welche oft eine 20prozentige Verzinsung des Kapitals bedeuten, wären eine ergiebige Quelle für die trockenen Staatskassen. Vor allem aber müssen die großen Vermögen, das Großkapital angegriffen werden. Wohl an 50.000 Millionen, eine kaum überdenkbare Riesensumme, beträgt das mobile Kapital, das durch die Personal- und Rentensteuer kaum merklich in Anspruch genommen wird und sich durch gewissenlose Steuerhinterziehungen noch mehr beiseite schiebt.

Auf diesen Felsen sollte der Finanzminister mit seinem Zauberstabe schlagen, da müßte ein reicher Strom in die Staatskassen sich ergießen. Mit dem bequemsten Brauche, bei jeder Gelegenheit einfach auf Nahrungs- und Genußmittel

Steuern zu legen, mit diesen indirekten Steuern muß gebrochen werden, bezw. sie müssen erleichtert werden. Diese Anschauung vertritt die Christlichsoziale Vereinigung des Reichsrates. In einer Klubitzung am 5. Mai haben die Christlichsozialen der Anschauung Ausdruck verliehen, daß eine so übermäßige Ausdehnung der indirekten Steuern, wie sie die Regierungsvorlage enthält, sich nicht empfehle, sondern daß auch im Wege der direkten Steuern, vor allem die wohlhabenden Kreise, und insbesondere das mobile Kapital herangezogen werden müsse.

Lebens-Ordnung.

Der Tag hat seine Mühe,
Greif zu, sei fest und wach!
Das Schwerste tu am ersten,
Leicht folgt das Leichtere nach.
Hab viel Geduld mit andern,
Mit dir hab nie Geduld,
Die ungetane Arbeit
Ist unbezahlte Schuld.

Ueber den Ursprung unserer Haustiere.

Von A. P.

Trotzdem die Haustiere die größten Wohltäter und Freunde der Menschen geworden sind, wissen doch viele über deren Ursprung nicht viel mehr, als daß sie von den wilden Tieren abstammen. Etwas Näheres darüber dürfte daher vielleicht nicht uninteressant sein.

Zwei Ursachen sind es, die den Menschen bewogen, aus den wild lebenden Tieren sich gewisse Arten auszuwählen und zu zähmen, nämlich die Not und das Vergnügen. In den ältesten Zeiten lebte der Mensch fast nur von den Erträgen der Jagd. Nun konnten leicht Ereignisse wie Krankheiten oder Witterungsverhältnisse eintreten, die bei den einfachsten Waffen die Jagd ganz verhinderten oder unerträglich machten. Um dem vorzubeugen, mochte der Mensch wohl bald beginnen, besonders zur Winterszeit, größere Vorräte von Fleisch erlegter Tiere anzusammeln. Als sicherer und vorteilhafter aber erkannte er es jedenfalls, gewisse Tiere lebend einzufangen, sie aufzufüttern und erst in Zeiten der Not zu schlachten. Natürlich viele Versuche mußten da mißlingen. Erst die Erfahrung konnte lehren, welche Arten sich rasch an den Menschen gewöhnten und ihre Wildheit ablegten. Da der Kampf ums Dasein für diese Tiere wegfiel und ihre Lebensweise eine ganz andere wurde, ist es leicht erklärlich, daß sich allmählich ihr Organismus mehr oder weniger änderte, zumal, da auch der Mensch diejenigen Exemplare begünstigte, die für ihn die nützlichsten Eigenschaften hatten, also gewissermaßen Zuchtwahltrieb. Die Völkerschaften lebten zudem oft recht getrennt von einander, die Behandlung der Tiere war daher sehr verschieden und so bildeten sich die verschie-

denen Rassen, wobei der Einfluß des Klimas und der Örtlichkeit (Gebirge oder Ebene) gar sehr ins Gewicht fiel. Auch der Umstand mußte großen Einfluß auf die Rassenbildung haben, daß der Mensch bald erkannte, daß einzelne dieser Tiere ihm nicht nur als Nahrung von Nutzen sein konnten, sondern auch als Zug- und Reittiere.

Auch das Vergnügen, das Wohlgefallen, das der Mensch an gewissen Tieren fand, veranlaßte zu deren Zähmung, denn die Liebe zur Tierwelt ist den Menschen tief ins Herz gepflanzt. Oft wird vielleicht dieses Wohlgefallen mehr maßgebend gewesen sein, als der Nutzen, der erst in zweiter Linie erkannt wurde. Die Indianer halten ja auch heute noch Kaninchen, Raben und sogar Wölfe und Bären nur des Vergnügens halber. Die Zeit, in der die Zähmung unserer heutigen Haustiere stattgefunden hat, läßt sich nicht genau bestimmen, geht aber in die vorgeschichtliche Periode zurück. Fast bei allen Völkern finden wir zu der Zeit, wo sie uns das erstemal begegnen, schon einzelne Arten von Haustieren. Nicht nur das verbreitetste, sondern auch das älteste Haustier ist der Hund, der schon in der Steinzeit als Begleiter der Menschen gefunden wird. Das ist auch leicht erklärlich. Den Hund lockten die Überreste der menschlichen Nahrung, er hielt sich also gern in der Nähe menschlicher Ansiedlungen auf und gewöhnte sich dadurch leicht an den Menschen. Solche halb wilde Hunde finden wir heute noch in den Straßen der orientalischen Städte, auch in Konstantinopel, wo sie sich von den auf die Straßen geworfenen Speiseabfällen nähren und so in gesundheitlicher Beziehung sich als recht nützlich erweisen, da von einem Straßenreinigen in jenen Ländern bis heute keine Rede ist, diese Abfälle also in Verwesung übergehen würden. Von diesem Zustand der halben Wildheit bis zur vollständigen Zähmung war nur noch ein kleiner Schritt, zumal der Hund bei einzelnen Völkern wie bei den Chinesen auch mit Vorliebe gegessen wird. Auch die meisten anderen uns bekannten Haustiere wie Pferd, Rind, Ziege usw. finden wir schon in vorgeschichtlicher Zeit in gezähmten Zustände. Die Heimat fast aller dieser Tiere ist Asien, das ja auch die Wiege des Menschengeschlechtes ist und von wo sie sich mit den Menschen über die ganze Erde verbreiteten. Von den wenigen Haustieren, die aus Amerika stammen, ist der Truthahn bekannt. Die Heimat des Kaninchens ist Spanien. Der Goldfisch, der bis heute der einzige zum Haustier gewordene Fisch ist, stammt aus China.

Die Erziehung verschiedener Tiere zu Haustieren ist eine der wichtigsten Kulturfortschritte der Menschheit und steht als solcher gleichberechtigt neben der Einführung des Ackerbaues, der durch die Viehzucht erst seine eigentliche vervollkommnung und Ausbildung erfahren kann.

Zeitgeschichten.

— **Eine Trukleistung.** In Amerika, wo sich alles nach Riesenmaßstäben abwickelt, soll auch im Truken das Größte geleistet worden sein, und zwar von einer Frau, die vor einiger Zeit starb, nachdem sie lange Jahre hindurch kein Wort mehr mit den Ihrigen geredet und ihnen das Wenige, was sie wissen mußten, schriftlich mitgeteilt hatte. Warum? Weil ihr Mann eines Tages, als sie ihm fortwährend widersprach, ihr im Zorne zurief: „Sei doch einmal still! Wenn ich nur Deine Stimme nicht mehr hören müßte!“ „Gut,“ sagte die Frau, „Du hörst in diesem Augenblicke meine Stimme zum letzten Mal.“ Und sie führte es durch.

— **Das Gulenneß im Taubenschlage.** Aus Halle an der Saale wird geschrieben: Im benachbarten Pratschütz fand ein Taubenzüchter in seinem Schlag neben einem brütenden Taubenpaare das Nest einer Gule mit zwei Jungen. Die Alte strich sofort ab, die beiden Jungen zurücklassend, die aber am anderen Tage verendeten. Als Futtermittel fand man außer 5 Sperlingen einen Star, einen Hamster, einen Maulwurf und 2 Ratten. Den Tauben hatte die Gule seltsamer Weise nichts zu leide getan.

— **Der jugendliche Pistolenschütze.** In Klosterneuburg fand auf dem Korridor des Landes-Real- und Obergymnasiums am 1. Mai eine tragische Szene statt. Als die Schüler während der üblichen 10 Uhr-Pause auf dem Korridor im zweiten Stockwerk sich ergingen, trat der Schüler der dritten Klasse Franz Diefenbacher auf seinen Klassenkollegen Leopold Schluscha plötzlich zu, zog eine Flaubertpistole aus der Tasche und setzte dieselbe mit den Scherzworten: „Jetzt erschieß' ich dich!“ an die linke Brustseite Schluschas. Da ging zum allgemeinen Entsetzen unter heftiger Detonation die Pistole los und Schluscha sank bewußtlos zusammen. Auf die Schußdetonation hin eilten Professoren und Schüler zusammen. Professor Matthies und der Obergymnasiast Adelsmayer trugen Schluscha in die Kanzlei des Direktors Blumauer, wo alsbald der Arzt Dr. Koritschan zur Hilfeleistung erschien. Der Arzt konstatierte, daß die 6 Millimeterkugel in den Körper gedrungen und knapp vor dem Herzen stecken geblieben sei. Die Verletzung ist zwar schwerer, aber nicht lebensgefährlicher Natur. Mittels Rettungswagens wurde Schluscha nach Anlegung eines Notverbandes in das Krankenhaus überführt, wo er erst am Abend zum Bewußtsein kam. Schluscha ist der Sohn des Oberlehrers von Gänserndorf. Diefenbacher, der Sohn eines Wiener Magistratsbeamten, gebärdete sich nach dem Vorfall ganz verzweifelt. Es wurde gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet. Woher er die Pistole genommen habe, will Diefenbacher nicht angeben. Der Vorfall bildet hier das Tagesgespräch.

Selig sind die Barmherzigen.

Von W. Bern.

(Schluß.)

„Bitte, gnädige Frau.“

„Hochwürden, auf ein Wort!“

„Was ist denn das für eine Konfusion oder für ein Versäumnis? Die Gasser Anna war doch auch auf der Liste gestanden. Warum wurde sie nicht beiteilt? Die ist ja in die Kirche gekommen, daß es ein Skandal ist! Das ist mir sehr, sehr unangenehm. Ich möchte ein andermal um mehr Genauigkeit bitten.“

Der Katechet erwidert nicht darauf, aber er sieht so betreten und betrübt aus, daß Frau Steineder ein Verdacht aufsteigt. „Hochwürden, ich bitte Sie, schenken Sie mir reinen Wein ein. Hat die Anna das Geld bekommen oder nicht?“

„Ja“, antwortet der geistliche Herr zögernd und will etwas hinzusehen, aber die Frau Doktorin fällt ihm mit einem sehr langgedehnten „So?“ ins Wort, an das sich ein erregtes „daß man sich doch so in den Menschen täuschen kann!“ schließt. „Es wäre mir nicht im Traum eingefallen zu denken, daß die Leute das Geld vertun. Gut, daß ich weiß, woran ich bin, aber ich muß der Sache noch auf den Grund kommen und genau wissen, wer die Schuldige ist, die Mutter oder das Kind. Eine derbe Lehre soll der Strafbar nicht geschenkt sein.“

„Gnädige Frau, ich bitte Sie, üben Sie Milde und Nachsicht oder lassen Sie doch den heutigen Tag vorübergehen, ohne die weihvolle Stimmung durch eine, wenn auch vielleicht verdiente Rüge zu trüben. Ich will gleich morgen Anna ins Gebet nehmen und genau Bericht erstatten.“

Frau Steineder grüßt leicht hin und verläßt die Sakristei. Betrübt schaut der geistliche Herr ihr nach. Auch er hatte mit Staunen und Mißvergnügen die ärmliche Kleidung des Mädchens wahrgenommen, wie er seine lieben Lämmlein zum festlichen Einzug in die Kirche angestellt hat. Er hat auch gesehen, wie Annas Banknachbarin, das Töchterchen des reichen Materialwarenhändlers, der freilich seiner Aurelie ein elegantes Kaschmirkleid mit feinen Spitzen beschaffen konnte, sich von dem Kind weggedrückt hat, um nicht mit der am ärmlichsten Bekleideten zusammengestellt zu werden. Eine Frage hat den Katechet auf den Lippen geschwebt, aber ein Blick in die selig strahlenden Augen Annas hat ihn belehrt, daß die Gedanken des frommen Kindes allem Irdischen weit entrückt seien und er hat sich wohl gehütet, sie in den Erdenstaub herabziehen zu

wollen. Eine leichtsinnige oder unrechte Verwendung des götig gespendeten Geldes kann er weder dem Kinde, noch dessen ihm wohlbekanntem, blutarmen, aber kreuzbraven Mutter zutrauen; aber freilich, fragen hätten sie sollen, ehe sie den zu einem bestimmten Zweck geschenkten Betrag anders verwendeten und doch entschuldigter in seinem milden Priesterherzen solche Eigenmächtigkeit gern. Wo der Hunger und die Not mit knöchernem Finger an die Tür klopfen, überlegt man nicht lange. Morgen wird er Anna fragen, wer weiß, vielleicht verwandelt sich der leichterklärliche Unmut der wohlthätigen Dame in hilfsbereites Mitleid.

Es ist gerade, als ahnte Anna das ihr bevorstehende Verhör, denn das sonst so zutunliche Kind, das glücklich ist, wenn es sich dem geliebten Katecheten nähern darf, weicht ihm heute sichtlich aus, während die kleinen Mitschülerinnen sich im Steinederschen Garten zutraulich um ihn drängen. Jetzt kommt er eben, von einer glücklichen Schar umringt, die Kastanienallee heran. Anna biegt scheu rechts ab, denn der fragende Blick, mit dem der geistliche Herr sie gestreift hat, als die Kinder ihrer Wohltäterin vorgeführt wurden, hat sie peinlich berührt. Eine bergende Gruppe hochgewachsener Sträucher entzieht Anna der unerwünschten Begegnung, aber o weh! Jetzt gilt das Sprichwort „vom Regen in die Traufe“, denn wie aus dem Boden gewachsen, steht Frau Steineder vor dem bestürzten Kind. Vergessen ist die Bitte des götlichen Priesters und zu günstig die Gelegenheit, dem Mädchen mit möglichst geringer Beschämung ein Geständnis zu entlocken. Mit einem ängstlichen Anruf sucht Anna vorbeizukommen. Vergebens.

„Was ist mit dem Geld geschehen, das Du für den Kommunionanzug bekommen hast?“

Brennende Röte überzieht das tiefgesenkte Gesicht, aber der Mund bleibt stumm.

„Sprich“, gebietet Frau Steineder ernst. Um die Lippen des Kindes zuckt es, aber kein Laut dringt über dieselben.

„Ist deine Mutter irgentwo Geld schuldig gewesen und hat sie die zwanzig Kronen zur Bezahlung verwendet?“ — Anna schüttelt den Kopf.

„Krank ist die Mutter nicht; ich habe sie heut in der Kirche gesehen. Also was ist mit dem Gelde geschehen, antworte.“

Anna zupfte verlegen die unschuldigen Primeln, die sie in der Hand hält und langsam rollen ihr zwei Tränen über die Wangen.

„Ich tue Dir nichts“, sagt Frau Stein-

eder besänftigt, „aber ich will wissen, wo das Geld hingekommen ist. Du wirst doch heute, am Tage Deiner ersten heiligen Kommunion, nicht lügen? Ich will die volle Wahrheit wissen. Rede.“

Da schlägt Anna die klaren, reinen Augen zur forschenden Frau auf: „Der Luttenbecker Reserl hab' ich die zwanzig Kronen geschenkt, damit's g'sund wird. Der Doktor sagt, wenn's nicht in die Sommerfrisch' kann, wird's immer schlechter und er wüßt' eine brave Milchfrau in Dornbach, die tats nehmen auf sechs Wochen um zwanzig Kronen. Dann sollt' die Reserl gleich anders herschauen, wenn's auf's Land käm' und im Grasanger sitzen könnt' und ungepantste Milch trinken. Die Frau Luttenbecker hat so g'lamentiert, daß's Reserl so dahinsterven muß und hat da und dort bitt't, daß ihr wer um Gott'swillen's Geld leiht. Aber's sein halt lauter arme Leut' bei uns drauß. Jetzt wie ich's schöne Geldstück heimtragen hab', hat's mich völlig brennt in der Hand, wie was unrecht's und ich hab die Mutter 'bettelt, bis sie's erlaubt hat. 'S weiße G'wand zur heiligen Kommunion hab ich ja doch kriegt. Drei Gulden hat die Mutter schon lang z'samm' spart g'habt auf's Kleid, daß's am Tandelmarkt g'sehen hat. Das hat's 'kauft und die halbeta Nacht hat die Mutter g'slickt und ang'stuckt und wie's mir's ang'legt hat, hat's g'sagt: „Der Heiland schaut auf's Herz, nicht auf's G'wand.“

Frau Steineder hat sich abgewendet, daß das Kind es nicht sehen soll, wie ihr die Tränen in die Augen treten. Da wird der Anna himmelangst, daß es nun aus und verspielt sei mit der götlichen Wohltäterin.

„Nicht bö's sein, gnä' Frau!“ fleht das Mädchen mit gefalteten Händen; „sie's jovie! ein armes Hascherl, die Reserl.“

Ein langer, inniger Kuß, den Frau Steineder auf Annas Stirne drückt, ist die Antwort auf ihre angestellte Bitte. „Wo wohnt die Reserl?“

„. . . .straße, Nummer 23, im Keller unten; zuerst ist unsere Tür, daneben d' Frau Luttenbecker.“

Tags darauf geht die Frau Steineder raschen Schrittes nach Nummer 23 in derstraße. „Wo wohnt die Frau Luttenberger?“ fragt sie die Hausmeisterin.

Diese zündet beflissen eine Kerze an. „Wartens, gnä' Frau, daß i' Ihna abileucht. Tāt sich leicht Eins derfallen, wann mer d' Stiegen net g'wöhnt is.“

„Ja, es wäre keine Kunst, auszuglei-

ten auf den morschen, ausgetretenen Stufen, die in die dunkle Tiefe führen.“

„Jetzt sein mer's“, meldet die Hausmeisterin, indem sie vor einer Türe Halt macht. Frau Steineder dankt mit einem inhaltsreichen Händedruck und klopft leise an. Niemand öffnet, aber zwei Kinderstimmen, die an ihr Ohr schlagen, verraten die Anwesenheit von Menschen in dem unterirdischen Raum. Behutsam klinkt Frau Steineder die Tür auf, aber sie muß sich erst an das düstere Zwielicht gewöhnen, das spärlich durch ein niederes, vergittertes Fenster fällt, durch das man die Beine der Vorübergehenden bis zu den Knien und die von jedem Passanten aufgewirbelten Staubwolken erblickt. Eine dumpfe, moderige Luft legt sich beklemmend auf die Brust. Frau Steineder preßt das mit Kölner-Wasser besprengte Taschentuch an die Nase und späht nach dem Hintergrund des niederen Raumes, wo sich ein rührendes Bild bietet.

Halb aufgerichtet und sorglich von Anna unterstützt, sitzt ein wachsgelbes, aufgedunsenes Geschöpfchen mit unverhältnismäßig großem Kopf und abgezehrten Händen auf dem mit einer zer-rissenen Steppdecke überzogenen Lager. Pflaster und Verbände verunstalten Kopf, Hals und Hände des Kindes, das, zärtlich von Anna umschlungen, mit Behagen eben in ein Stück Kuchen beißt, das Anna dem auf der Bettdecke stehenden Binsenkörbchen entnommen hat. Den ganzen Inhalt an ungeahnten Leckerbissen hat Anna treulich dem kleinen Schützling mitgebracht und mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen schildert sie jetzt dem armen skrophulösen, tiefäugigen Kinde das ländliche Paradies, in das Reserl einziehen soll und die Wunderwirkungen desselben. So laut und eifrig redet Anna in Reserl hinein, daß sie gar nicht merkt, wie Frau Steineder nahe an das Bett herangetreten ist. Endlich hat das franke Kind den Besuch entdeckt und tupft Anna auf den Arm mit einem verwunderten: „Du, schau!“

„Je, die gnä' Frau! Küß d' Hand.“ Anna knixt und schiebt die wackeligen Überreste eines Strohsessels herbei, an dem allerdings von Strohgeflecht nicht mehr viel übrig ist. So gutig und liebevoll spricht die Frau Doktorin zu den Kindern, daß diese ganz zutraulich werden. In kurzer Zeit weiß die wohlthätige Dame, was sie wissen will, daß Reserl's Mutter seit dem Tode ihres Mannes, eines bei einem Baue verunglückten Maurergesellen, sich kümmerlich und elend behelfen muß durch Spülen und

Waschen, daß aber auch dieser Verdienst oft fehlt, wenn ein hartnäckig immer wiederkehrender Gelenkrheumatismus die arme Frau an ihr Schmerzlager fesselt. Dann könnten Reserl und ihre Mutter, die im Winter oft wochenlang von dünnem Kaffee und gefrorenen Kartoffeln leben, einfach verhungern, wenn nicht Frau Gasser und ihr Töchterchen als wahre Engel der Barmherzigkeit helfend eingriffen. Sie warten und pflegen die Kranken, bringen Milch und Brot, die sie sich selbst vom Munde absparen müssen, denn weiß Gott, Frau Gasser ist auch nicht auf Rosen gebettet. Die Regenschirmfabrik, für die sie Überzüge näht, zahlt Hungerlöhne und Frau Gasser muß den ganzen Tag angestrengt arbeiten, um für sich und Anna das Notwendigste zu beschaffen. Jede Stunde, die sie den hilflosen Kranken nebenbei widmet, kostet sie aufreibende Nacharbeit; aber in der dumpfen, düsteren Höhle blüht die echte, christliche Nächstenliebe herrlicher, als in mancher sonnendurchleuchteten Prunkwohnung. Das abwehrende „Geh, plausch net“, mit dem Anna ver-schämt den Redewall der kleinen Freundin einzudämmen sucht, hilft nichts. Durch Frau Steineders beifälliges Kopfnicken ermutigt, erzählt sie immer weiter, bis die Dame sich mit einem verheißungsvollen „Euch soll geholfen werden“ erhebt.

Sie hat treulich Wort gehalten. Am Nachmittag gleich kommt Doktor Steineder und bestätigt den Plan seiner Frau, Reserl und ihre Mutter in ein Seebad nach dem Süden zu schicken, von wo die beiden, spät im Herbst, wunderbar gekräftigt zurückkehrten, nicht in die licht- und luftlose Höhle von vorhin, dafür ist gesorgt und im folgenden Jahr müssen die beiden wieder einen langen Aufenthalt am Meeresstrand nehmen, bis Frau Steineder mit der Kur zufrieden ist.

Aber auch auf Anna und ihre Mutter erstreckt sich die Fürsorge der gütigen Frau. Sie müssen hinaus übersiedeln in das schöne Haus auf der hohen Warte. In dem freundlichen sonnigen Stübchen, das Frau Gasser angewiesen erhält, arbeitet sich noch einmal so leicht und in dem herrlichen Garten, in dem Anna sich herumtreiben darf nach Herzenslust, erblüht das blasse verkümmerte Kind wie ein Röslein. Frau Steineder hält auch fernerhin die sorgende Hand über ihre kleinen Schützlinge, daß sie zu tüchtigen, arbeitsfähigen Menschen heranwachsen und sich wieder einmal das Wort der heiligen Schrift bewährt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Um des Kindes willen.

Erzählung von S. Rivulet.

(Nachdruck verboten)

Es war nur das Kind, welches sie noch verband! Das Bübchen mit den hellen Locken wie gesponnenes Gold und mit den großen, klaren, tiefblauen Kinder- augen, die wie Sterne in dem süßen Gesichtchen strahlten.

Sie hatten sich geheiratet, wie es so oft im Leben vorkommt. Er verliebte sich auf einem Ball in ihr reizendes Außeres; sie fühlte sich geschmeichelt von der Huldigung des älteren, bedeutenden Mannes, der eine glänzende gesellschaftliche Stellung einnahm, und sagte „Ja“, als er nach kurzer Frist um sie anhielt.

Dann kam ein kurzer Brautstand, in dem sie fast nie allein waren, und sich nur im Festtagskleide kennen lernten. Ein unsinniges Verehren und Verwöhnen, ein Huldigen von seiner Seite, das ihr selbstverständlich dünkte. Nach der Hochzeit kamen die Enttäuschungen; das tägliche Leben streifte das Flittergold ab, und die beiden Menschen sahen es nur zu bald ein, wie wenig Gemeinsames sie verband. Es fehlte ihrer Ehe die wahre Liebe, die alles trägt, alles leidet und duldet, die erhaben ist über alle Prüfungen und Sorgen, über alle Schatten und Stürme des Lebens!

Er gewöhnte sich bald an ihre Schönheit, sie vermißte die Huldigung und die zarten, kleinen Rücksichten des Brautstandes. Es kam bald zu tief einschneidenden Mißverständnissen und heftigen Auseinandersetzungen, welche die Klüft erweiterten. Keines hielt es der Mühe wert, in das Wesen des anderen einzudringen, auch an dessen Rechte und Anforderungen zu denken.

* *

An einem kalten Wintertage, als draußen alles tief verschneit lag, öffneten sich die beiden blauen Kinderaugen, und ein schwaches Stimmchen drang an das Ohr der Eltern. Da gab es einen kurzen Augenblick, wo sich die Hände suchten und die Blicke fanden, aber die Herzen hatten wenig Anteil an dieser flüchtigen Regung.

Das Kind wuchs heran. Es glich beiden Eltern, denn es hatte die weichen, goldschimmernden Kraushaare, den Schnitt des feinen Gesichts der schönen Mutter, die Augen und den Ausdruck des Vaters. Auch im Charakter und im Wesen hatte es von jedem der Eltern Eigentümlichkeiten: die Heftigkeit, der herrische Eigensinn des Vaters waren früh bemerkbar, die Empfindlichkeit und Verschlossenheit der Mutter kamen zum

Vorschein, als es kaum zwei Jahre zählte.

Es war kein leicht zu erziehendes Kind, und jedes der Eltern tadelte und strafte die Fehler, die es von dem andern Teil geerbt hatte. Das gab wieder neuen Anlaß zu Streit und Mißverständnissen.

Sie liebten es zärtlich! Alles, was sie gegenseitig an Liebe entbehrten und vermißten, das häuften sie auf das Haupt des Kindes. Um des Kindes willen, dachten sie, müssen wir bei einander bleiben, so schwer es uns fällt. Sie sagten es sich einst in klaren, dünnen Worten nach einem ungewöhnlich stürmischen Auftritt, bei dem beide Unrecht hatten und doch jedes nur die Schuld beim andern suchte.

Er hatte seine Arbeit, seinen Beruf; der Mann findet außer dem Hause Zerstreuung und Abwechslung. Aber sie besaß unter der kalten Hülle ein heißes Herz, das nach Glück verlangte, deshalb liebte sie den Kleinen leidenschaftlich.

(Schluß folgt)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Rom 16. bis 31. Mai.

16. Sonntag. Evang. (Joh. 16., 23-27): Jesus verheißt den Aposteln, daß sie das erhalten, was sie im Namen Jesu bitten werden. — **Johann von Nepomuk.** (In Böhmen Feiertag.) († 1393.) Ubald, Bisch. († 1160.)

17. Montag. Paschalis Bapton, Bek. († 1592); Bruno, Bisch. († 1045.) — **18. Dienstag.** Benantius, Mart. († 250); Erich, König († 1151.) — **19. Mittwoch.** Petrus Cölestin, Papst († 1296.)

Neumond um 2 Uhr 39 Min. nachm. **20. Donnerstag. Christi Himmelfahrt.** Evang. (Mark. 16, 14-20): Jesus befiehlt den Aposteln, in alle Welt zu gehen, das Evangelium zu predigen und zu taufen, und wurde dann in den Himmel aufgenommen und sitzt zur Rechten des Vaters. Bernardin von Siena, Bek. († 1444); Jvo, Bek. († 1117).

21. Freitag. Felix v. Cantalizio, Bek. — Sonnenaufgang um 4 Uhr 8 Min., Sonnenuntergang um 7 Uhr 45 Min.; Tageslänge 15 Stunden 38 Min. — **22. Samstag.** Julia, Jungfr. u. Mart. († 450); Nemilius, Mart. († 250).

23. Sonntag. Evang. (Joh. 15 u. 16): Jesus verheißt den Aposteln den Tröster, den hl. Geist und daß sie Zeugnis für Christus ablegen und Verfolgung erdulden werden. — Desiderius, Bisch. u. Mart. († 612.)

24. Montag. (Maria, Hilfe der Christen); Johanna, Witwe († 1. Jahrhundert). — **25. Dienstag.** Gregor VII., Papst († 1085); Urban I., Papst u. Mart. († 230). — **26. Mittwoch.** Philipp Neri, Ordensstifter († 1595). — **27. Donnerstag.** Magdalena v. Pazzis, Jgf. († 1607).

Erstes Viertel um 2 Uhr 25 Min. morgens. **28. Freitag.** Augustin, Erzbisch. v. Canterbury († 1608). — **29. Samstag.** Maximin, Bisch. († 349). Pfingstvigil. Strenger Fasttag.

30. Pfingstsonntag. Evang. (Joh. 14, 23 bis 31.): Jesus spricht von der Befolgung seiner Gebote durch die werktätige Liebe. Er verheißt den Aposteln den hl. Geist und den Frieden, den nie-

mand geben kann, d. i. die Gnade Gottes. — Ferdinand, König († 1252).

31. Pfingstmontag. Evang. (Joh. 3, 16-21): Jesus spricht zu Nikodemus über die Notwendigkeit des Glaubens und der guten Werk. Angela v. Merici, Jungf. u. Ordensstifterin († 154.) — Sonnenaufgang um 3 Uhr 59 Min., Sonnenuntergang um 7 Uhr 57 Min.; Tageslänge 15 Stunden 58 Min.

21. Mai.

Der hl. Felix von Cantalizio,

Laienbruder († 1587.)

„Die Demütigen erhöht Gott“, dieser Ausspruch der Gottesmutter hat sich in wunderbarer Weise an dem demütigen armen Bruder Felix von Cantalizio oder, nach seinem ständigen Lobspruche Deo gratias (d. h. Gott sei Dank) Bruder Deogratias genannt, erfüllt.

Der hl. Felix erblickte das Licht der Welt in diesem Flecken Umbriens 1515. Seine Eltern waren geringe, aber gottesfürchtige Landleute. Felix war von vier Brüdern der dritte und mußte, wie die übrigen, sobald er dazu imstande war, an den Mühen und Arbeiten seiner Eltern teilnehmen. Schulkenntnisse, wie Lesen und Schreiben, sich zu erwerben, hatte er keine Gelegenheit; desto besser kannte er aber das Gebet und den Inhalt des Katechismus. Bis zum 12. Lebensjahre wurde er zum Viehhirten verwendet. Dann brachte ihn sein Vater zu einem Gutsbesitzer in Dienst, und bei diesem blieb er bis zum Alter von 30 Jahren, ein Muster von Frömmigkeit, Arbeitsfleiß und treuer Anhänglichkeit für alle seine Standesgenossen. Angeregt von Vorlesungen aus dem Leben der heiligen Altväter, die er angehört hatte, wollte er entweder Einsiedler werden oder in ein Kloster gehen. Da rettete ihn eines Tages die göttliche Vorsehung aus sicherer Todesgefahr, welche ihm zwei unehändige Ochsen bereiteten. Der wunderbar Gerettete machte nun aus Dank gegen Gott ein Gelübde, sich als Laienbruder in den strengen Kapuzinerorden aufnehmen zu lassen, was er auch unmittelbar zur Ausführung brachte. Nachdem sein Probejahr unter Beweisen von heldenmütiger Tugend überstanden war, wurde Felix in den Orden einverleibt. Nicht lange nachher schickten ihn die Oberen nach Rom, um dort in dem größten Kloster des Ordens das äußerst mühsame Amt eines Almosen sammlers auszuüben. Das war der geringe Platz, den Gott seinem Diener angewiesen und an welchem dieser ein vollendeter Heiliger werden sollte. Bierzig Jahre lang konnte man nun täglich, mit alleiniger Ausnahme der Sonn- und Feiertage, dem frommen, demütigen Bruder Felix auf den Straßen Roms begegnen, den Zwerchschad zum Almosen sammeln auf der Schulter, den Frieden Gottes im Herzen, heilige Freude im Antlitz und den Lobspruch Deo gratias (Gott sei Dank) immer auf den Lippen, nicht nur für alles Gute, sondern auch für

allen Spott und alle Leiden und Verfolgungen.

Von diesem bekam er auch den Beinamen, unter dem er bekannt geworden ist. Die Herzensreinheit und Unschuld des gottinnigen Mannes konnten nicht lange verborgen bleiben; man ahnte seine Heiligkeit, empfahl sich in sein Gebet, fragte ihn bei wichtigen Entscheidungen um Rat, und Gott gefiel sich darin, ihn mit wunderbaren Gnadengeschenken zu überschütten. Auf sein Gebet wurden viele Kranke plötzlich gesund, und man erfuhr durch ihn gar manch künftiges Ereignis, z. B. die Wahl des Kardinals Peretti zum Papst als Sixtus V. Der Ruf der Heiligkeit des Bruder Felix wuchs bis zu dessen seligem Ende am Pfingstmontag 1587. Geraume Zeit nach dem Tode fand man seinen Leib unverwest und gleichsam schwimmend in einer klaren und wohlriechenden Flüssigkeit, welche die Ärzte als eine offenbar übernatürliche Erscheinung erklärten. Durch diese wunderbare Flüssigkeit bewirkte Gott nach dem Tode des Heiligen mehr Wunder als bei dessen Lebzeiten, wie durch Hunderte von Zeugen erhärtet ist. Die Seligsprechung des ehrw. Felix erfolgte 1625 und die feierliche Kanonisation am 22. Mai 1712 durch Papst Clemens XI. Der Leib des Heiligen ruht seit 1631 in einer Kapelle der Kapuzinerkirche dell' Immacolata in Rom und ist noch heute ein Gegenstand großer Verehrung.

Rechtskunde.

Das Mahnverfahren.

Unser Zivilprozeßrecht enthält eine besondere Verfahrensart, die dazu dient, kleinere Forderungen schnell und ohne Kostenaufwand hereinzubringen. Man bezeichnet es als Mahnverfahren, das angewendet werden kann, wenn die geforderte Leistung ohne Einrechnung von Zinsen und Nebengebühren den Betrag von 400 K nicht übersteigt. Ferner ist erforderlich, daß der Anspruch fällig ist, die Leistung darf von keiner Gegenleistung bedingt sein; ausgeschlossen ist das Mahnverfahren für Wechselforderungen. Die Schuld kann in einer bestimmten Geldsumme oder aber auch in einer bestimmten Menge vertretbarer Sachen bestehen. (Unter „vertretbaren“ Sachen versteht man solche, bei denen es im Verkehr nicht auf das Individuum, sondern auf die Gattung ankommt, wie z. B. Geld, Getreide, Obst usw.)

Der Gläubiger, für den diese Voraussetzungen vorhanden sind, reicht bei dem Bezirksgerichte, in dessen Sprengel der Schuldner seinen ordentlichen Wohnsitz hat, das Gesuch um Erlassung des Zahlungsbefehles ein, er kann es aber auch mündlich bei dem zuständigen Bezirksgerichte vorbringen. — Gegen Personen, deren Aufenthalt unbekannt ist, oder an welche die Zustellung außerhalb des Kreisgerichtsgebietes erfolgen müßte

in welchem das zur Erlassung des Zahlungsbefehles zuständige Bezirksgericht seinen Sitz hat, kann der bedingte Zahlungsbefehl nicht erlassen werden. Das Gleiche gilt auch für jene Personen, welche der Gerichtsbarkeit des Obersthofmarschallamtes unterstehen, wie z. B. die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die Botschafter usw. — Das Gesuch um Erlassung des Zahlungsbefehls muß enthalten: 1. den Namen, Stand, Wohnort des Gläubigers und Schuldners, 2. den Betrag jeder einzelnen Forderung, sowie im Falle einer verlangten Naturalleistung auch den Betrag (den sog. Abfindungsbetrag), welchen der Gläubiger anstatt derselben anzunehmen bereit ist, 3. den Rechtsgrund jeder einzelnen Forderung (ein Beweis oder eine Bescheinigung der Forderung beizubringen, ist dagegen nicht erforderlich).

Erweist sich das Gesuch des Gläubigers als zulässig, so wird von dem Gerichte der bedingte Zahlungsbefehl erlassen. Eine Ausfertigung des Zahlungsbefehles wird dem Schuldner, sind deren mehrere, jedem derselben und dem Gläubiger zugestellt. Der Schuldner hat nun eine 14tägige Frist, in welcher er entweder die Schuld samt Zinsen tilgen oder bei Gericht mündlich oder schriftlich gegen den Zahlungsbefehl ohne Angabe einer Begründung Widerspruch erheben kann. Der bloße Widerspruch entkräftet den Zahlungsbefehl und nötigt den Gläubiger, die Klage zur Eintreibung seiner Forderung zu erheben. Ist der Zahlungsbefehl gegen mehrere Schuldner erlassen worden, so wird er durch Widerspruch von einem der mehreren Schuldner außer Kraft gesetzt, dieselbe Wirkung hat der Widerspruch, der nur gegen einen Teil oder gegen eine der mehreren Forderungen erhoben wurde; sind jedoch die mehreren Forderungen in besonderen Geldbeträgen abgefordert in dem Zahlungsbefehl ausgedrückt und erhebt der Schuldner nur gegen eine dieser Forderungen Widerspruch, so wird der Zahlungsbefehl nur bezüglich dieser einen Forderung entkräftet, die übrigen Forderungen bleiben dadurch unberührt. — Läßt der Schuldner die 14tägige Frist verstreichen, ohne die Schuld zu begleichen oder Widerspruch zu erheben, so kann der Gläubiger um Execution ansuchen, doch muß er dies innerhalb der nächsten 6 Monate (gerechnet vom Tage der Zustellung des Zahlungsbefehles) tun, widrigenfalls der Zahlungsbefehl außer Kraft tritt, doch bleibt dem Gläubiger vorbehalten, die Forderung mit Klage oder auch neuerlich im Mahnverfahren geltend zu machen.

Wird das Gesuch des Gläubigers um Erlassung des Zahlungsbefehls vom Richter zurückgewiesen, so steht dem Gläubiger das Recht zu, innerhalb 8 Tage dagegen den Rekurs zu ergreifen. Der Rekurs ist bei dem Gerichte, welches das Gesuch abgewiesen hat, mündlich oder schriftlich anzubringen. — Wurde der Wider-

spruch des Schuldners vom Gerichte nicht angenommen, so kann er ebenso innerhalb 8 Tage den Rekurs dagegen anbringen.

Die Kosten endlich des Verfahrens trägt der Schuldner, erhebt aber der Schuldner Widerspruch, so hat der Gläubiger die Kosten zu tragen, dieselben bilden aber, wenn er später Klage erhebt, einen Teil der Prozeßkosten dieses Rechtstreites.

Ein christlicher Barbier oder Segen der Feiertagsheiligung.

In der englischen Stadt Bath lebte in den fünfziger Jahren ein Barbier namens William Kind, der seiner Geschicklichkeit halber einen ausgebreiteten Kreis von Kunden besaß. Er war so mit Aufträgen und Arbeit überbürdet, daß ihn sein Geschäftsgang den Kirchenbesuch am Sonntag verleidete. Auf dem Rundgang zu seinen Kunden in der Stadt begriffen, kam er eines Sonntags früh an der Kirche vorüber; das Thor stand offen, und der Barbier konnte den Prediger sehen und hören, wie er eben die Worte sprach: „Gedenke, daß du den Feiertag heiligst“ — die Predigt zog den Barbier an, er hörte sie bis zu Ende und mit stillen Vorwürfen im Herzen, weil er es mit der Sonntagsheiligung bisher wenig oder gar nicht gehalten. In seinem Herzen war eine Stimme erwacht, die unwiderstehlich ihn mahnte: Folge den Worten des Predigers und heilige den Sonntag.“ Nach einigen Tagen reifte in ihm der fromme Entschluß, alle seine Sorgen auf den himmlischen Herrn zu werfen und Sonntags die weltlichen Herrn nicht mehr zu bedienen. Aber dieser Herrendienst ist ein böser Dienst. Es fielen alle seine vornehmen Kunden der Reihe nach von ihm ab, er mußte seinen großen Geschäftsladen aufgeben und einen Keller als Barbierstube mieten. Schon ging unser Barbier es an zu gereuen, daß er die Sonntagsarbeit eingestellt hatte. Wie er nun an einem Samstag abend traurig da saß mit schwerem Kopf und leichtem Geldsack, trat ein fremder Herr zu ihm in den dunklen Keller. Dieser sagte, er wolle gleich rasiert sein, weil er es nicht liebe, morgen, also Sonntag, mit dieser Arbeit einen Barbier zu belästigen. „Das ist ganz mein Fall,“ dachte der Barbier, dann bat er den fremden Herrn unter Tränen um einen Groschen, damit er sich ein Talglicht kaufen und die Kellerstube erleuchten könne zwecks des Rasierens. Der Fremde wurde neugierig gemacht durch die Dürftigkeit seines Bartabnehmers und fing an zu fragen, wie es gekommen, daß er so tief in der Not und Armut sitze. — Er wartete jedoch nicht einmal den Anfang der Leidensgeschichte des Barbiers ab, sondern wandte sich zum Gehen, gab dem Barbier einen Taler mit den Worten: „Ich komme ein andermal wieder, um mir eure Lebensgeschichte erzählen zu lassen. Ganz bestimmt. Und wie heißt Ihr?“ — „William Kind“ war

die Antwort. — „Wo seid Ihr her?“ fuhr der Fremde fort. — „Aus Kingston“, entgegnete der Barbier. — „Wie heißt Euer Vater?“ — „Thomas.“ — „Hatte er noch einen Bruder?“ — „Der ist verschollen; er wanderte nach Indien aus.“ — „Kommt mit mir,“ sagte der Fremde; ich habe einen Reisegefährten, der sich für den William Kind aus Kingston, also für Euch selbst ausgibt. Könnt Ihr beweisen, daß Ihr der richtige William Kind aus Kingston seid, so ist Eurer Not geholfen. Also kommt.“ Der Barbier folgte dem Fremden zur Post, wo der angebliche William Kind, ein Betrüger, saß. Unterwegs hatte der Fremde unserem Barbier eröffnet, daß jener Onkel in Indien mit Hinterlassung eines großen Vermögens gestorben und seinen Neffen, also ihn, den William Kind, zum Erben eingesetzt habe. Jener Mann auf der Post sei ohne Zweifel ein falscher William Kind, und er, der Barbier, sei der richtige und somit der rechtmäßige Erbe. —

Der Betrüger wurde entlarvt und der Barbier konnte die unverhoffte Erbschaft antreten.

So hatte die Armut, die zufolge der Feiertagsheiligung über den Barbier gekommen war, dazu geführt, daß mit Hilfe eines fremden Mannes, dem die Dürftigkeit William Kind's zu Herzen ging, dieser in sein rechtmäßiges Erbteil eingesetzt wurde.

— **Der Bürgermeister wider Willen.**
Ein sonderbarer Fall, der viel Heiterkeit erregte, ereignete sich in Flaas, einem Dorfe der Bezirkshauptmannschaft Bozen. Dort wurde ein gewisser Karl Lun zum Gemeindevorsteher gewählt, zu welchem Amt er nicht die geringsten Fähigkeiten besitzt. Wenige Tage nach der Wahl traf bei der Bezirkshauptmannschaft Bozen ein umfangreiches Schreiben ein, worin der neue Bürgermeister in höchst eigener Person gegen seine Wahl Beschwerde erhebt, und zwar mit der Begründung, daß ihn die Flaaser Bauern nur aus „feindlicher Gesinnung“ zum Vorsteher gewählt hätten. Die Feindseligkeit glaubt der wider Willen mit dem Vertrauen der Gemeinde Bedachte darin zu erblicken, daß ihm die Bauern das Amt trotz des Umstandes angehängt haben, daß er weder lesen noch schreiben kann. Er hat auch den Wahlprotest vom Gemeindefretär schreiben lassen und als eigenhändiges Signum drei Kreuze hingemalt. Man sollte nun glauben, daß die Erledigung dieses „Aktes“ den Behörden unmöglich viel Schwierigkeiten machen kann. Aber der heilige Bureaucratismus fühlt anders: ihm ist bisher nur die Gepflogenheit bekannt, daß man sich nach Titeln und Würden geseht hat und daß man diese mit allen erdenklichen Mitteln oft anstrebe. Hier, wo einmal das Gegenteil zur unerhörten Tatsache wurde, ist er ratlos und weiß keinen Ausweg.

Die christliche Mutter.

Mutter Sorge, Muttertreue,
Alarer Stern in mächt'gem Grauen,
Leuchtest du dem bangen Kinde,
Wird es hellen Morgen schauen,

Mutterpflicht und Mutterbeispiel
Himmelsleiter sei dem Kinde,
Sorge, daß es alle Tage
Eine höh're Sprosse finde.

Muttertränen, glühend heiße,
Sind des Herzens Opferpenden,
Von den Engeln still gesammelt
Glänzen sie in Gottes Händen.

Mutteramt und Mutterwürde,
Hoherhaben ist dein Wesen,
Jede Mutter ist von Christus
Zum Apostel auserlesen.

ärgerlich den Kopf. Den Schluß des Faschingszuges bildeten einige Mädchen, die als barmherzige Schwestern verkleidet waren. Es war dies ein Hohn gegen die Orden der kath. Kirche und während einige junge Leute ihren Spott und Hohn trieben, gaben andere besonnene Leute laut ihren Unwillen kund. Ein steinalter Mann mit weißen Haaren sagte: „Immer ist bei uns Maß gehalten worden in solchen Sachen, wo aber das Maß überschritten wird, da kommt auch Gottes Strafe; worin man gesündigt hat, darin wird man auch gestraft.“ — Die Fastenzeit nahte ihrem Ende. Das Wetter war ungesund und Krankheit zog ein und als schlimmster Gast der Typhus. Unbarmherzig griff der Tod ein; kräftige Männer, Jünglinge, vor allem aber Mädchen star-

bald sehen und tragen können. Das aber sollt ihr wissen: Für Kinder ist der Branntwein ein doppeltes Gift, durchseucht das ganze Fleisch und wirkt wie ein Mauerfraß in ihrem Gebein, macht sie blöde und trüfelt ihnen Trunksucht und Unzucht ein. Das Kind merkt es selbst, was für ein abscheuliches Gift man ihm reicht; darum macht es ein Gesicht fast zum Ersticken und Ersterben, so es den ersten Schluck tut, während es bei Wasser und Milch ein fröhliches Antlitz zeigt. Das ist die Stimme der Natur. Die Natur muß schon vergiftet sein, um an diesem giftigen Zeug Geschmack zu haben, und je mehr sie verdorben ist, desto mehr dürstet sie darnach.

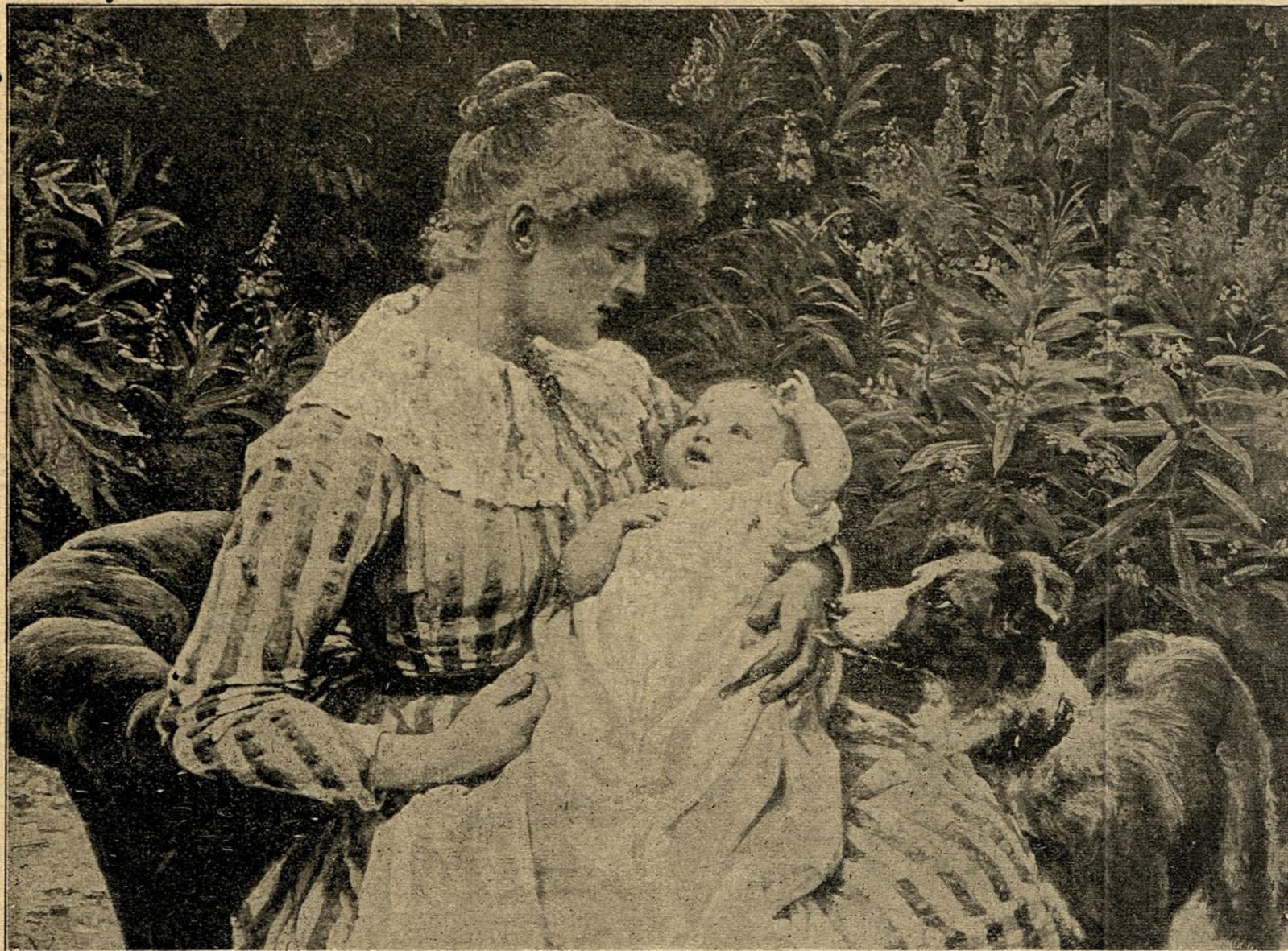
Für mich.

Es sind einige Jahre her, da war ein Mann in Amerika auf einem Friedhof beschäftigt, ein einfaches Kreuz auf einem Grabhügel zu errichten. Die Tränen rollten dem Manne über die Wangen, als er das Kreuz verzierte. Ein Fremder, dem dies auffiel, fragte ihn um den Grund seiner Traurigkeit. Er sagte: „Hier liegt ein Freund von mir, der mir sehr gut war. Als der Befehl kam, daß alle waffenfähigen jungen Männer zum Kriege ausrücken müssen, sollte auch ich fort. Da kam mein Freund und jagte zu mir: „Du hast Frau und Kinder, ich bin noch ledig; ich will für Dich gehen.“ Und er ging und stellte sich in die Reihen der Kämpfer. Eine Kugel brachte ihm den Tod und nun ruht er hier im dunklen Grabe. Ihm habe ich es zu verdanken,

daß meine Kinder nicht verwaist und in Not sind. Aus Dankbarkeit habe ich das Kreuz errichtet.“ Auf dem Kreuze stand als Inschrift: „Er ist für mich gestorben.“

Ein magenleidender Bauer.

Ein Bauersmann suchte sein Magenleiden mit Schnaps zu heilen. Ungeachtet der jedesmaligen vorübergehenden Erleichterung wurde die Sache mit der Zeit immer bedenklicher. Da sprach er einst in einer Art von Verzweiflung zu dem Hausarzt, der ihn besuchte: „Mein halbes Erbe gäbe ich darum, wenn mein Magen wieder in Ordnung wäre!“ — Darauf erwiderte der Arzt: „O, das braucht Sie kein halbes Erbe zu kosten; trinken Sie von heute an keinen Schnaps



Die christliche Mutter.

Die Rache Gottes.

Es war ein Fasching-Dienstag. In einem Bergdorfe in Deutschland hatte man sich das Vergnügen gegönnt, einen großen Faschingszug zu veranstalten. Der Hauptmacher davon war ein Mann, der gern dem Pfarrer des Ortes eins anhängen wollte und tat es auch, wo er konnte. Das bewies er wieder durch den Faschingsulk. Es war ein Höllenspektakel, was da aufgeführt wurde. Unter den Zigeunern, Tirolern und anderer Maskerade, war auch eine Mordgeschichte und die Hauptperson war ein schwarzer Mann, der unzweideutig den Orts-pfarrer darstellen sollte. Manche von den Zuschauern lachten, manche schüttelten

ben schnell. Es war fast kein Haus im Dorfe, in welchem die Krankheit nicht Einkehr gehalten. Aus Mangel an geeigneter Pflege kamen so viel Todesfälle vor. Nun schaffte der verhöhnzte Pfarrer Hilfe. Durch seine Vermittlung kamen barmherzige Schwestern, die in allen Ehren empfangen wurden. Sie wirkten wie Engel am Krankenlager der voll Reue erfüllten und so schwer gestraften Dorfbewohner, bis die Krankheit verschwand.

Kinder und Branntwein.

Wie reimt sich das zusammen? Das ist manchen Eltern aber gleich, ob sich das gut oder schlecht reimt. Sie wollen nun einmal Säuser heranziehen. Nur zu, ihr blinden Eltern! Ihr werdet die Folgen

mehr, dann hoffe ich das Übel schon bald heilen zu können." — Der Bauersmann hat dem Schnaps entsagt und der Arzt hat sein Versprechen gehalten.

Im Mai.

Maria, die geheimnisvolle Rose,
Ist wie der Schnee, der weiße, fleckenlose,
klar wie die Sterne, die am Himmel
prangen,
Aus ihres Schöpfers Hand hervorge-
gangen.

Nie hat ein Hauch der Sünde sie berührt,
Rein hat der Herr ins Leben sie geführt,
War doch zur Gottesmutter sie berufen.
Drum schwinget, was der gläub'ge Sinn
gespüret,
Im Lob, das ihrer Reinlichkeit gebühret,
Sich heut' empor zu ihres Thrones Stufen.
Und wenn im Mai den Frühling wir be-
singen,
Dann sollen auch Marienlieder klingen,
Die laut Mariens Hoheit mehrten
Vor'm Maialtar, dem schönen, hehren.

Die verdiente Ohrfeige.

Eines Tages fand der Prinz Eduard von Wales auf dem Exerzierplatz von Chobham Gefallen daran, den Sergeanten John Patton, einen alten, im Dienste ergrauten Krieger zu necken. Als John Patton auf die Anzäpfungen sogleich nichts merken ließ, verdoppelte der Prinz seine Neckereien und trieb sein böses Spiel schließlich so weit, daß der alte Soldat, dem nunmehr die Geduld ausgegangen war, dem Prinzen eine schallende Ohrfeige versetzte. „Weißt du auch, was du eben getan hast?“ frug den alten Soldaten schreckensbleich einer seiner Kameraden. — „Gewiß weiß ich, was ich getan habe. Ich habe einem jungen Herrchen gezeigt, daß man einen alten Soldaten nicht ungestraft beleidigen darf.“ „Aber Unglückseliger, du hast ja den Prinzen von Wales geohrfeigt!“ — „Was ist denn dabei? Das Bürschchen ist doch kein König und hat seinem Vaterlande noch keine Dienste geleistet. Ich aber bin ein im Dienste des Vaterlandes ergrauter Soldat.“ — Eduard lief heulend zu seiner Mutter, der englischen Königin, und erzählte ihr von der erhaltenen Ohrfeige. Diese ließ den alten Krieger rufen und als sie von ihm den Sachverhalt erfahren, sagte sie zu ihrem Sohne: „Diese Ohrfeige war wohlverdient!“

Eine kleine Verwechslung.

Der vor einigen Jahren verstorbene schweizerische Bundesrat Schenk war seiner Einfachheit und Geradheit wegen ganz besonders bekannt. In seinem Amtszimmer im Bundespalast arbeitete er gewöhnlich in Hemdärmeln. Eines Tages — Schenk war damals gerade Bundespräsident — wurde ihm der Besuch Sir Johns, des damaligen englischen Gesandten, angemeldet. „Führen Sie den

Herrn ins Audienzzimmer,“ sagte Schenk zum Diener, wartete einen Augenblick, und als er dachte, der Gesandte könne nun im Audienzzimmer sein, eilte er in's Vorzimmer, um seinen Rock anzuziehen. Dann trat er in's Audienzzimmer. Kaum hatte Sir Johns den Präsidenten erblickt, als er ihn zuerst mit Staunen musterte und dann ein herzliches Lachen nicht mehr zurückhalten konnte. Der Bundespräsident hatte nämlich in der Eile im Vorzimmer den Überzieher des Gesandten an Stelle seines Rockes erwischt.

Selig ist Geben.

Wie es im Leben öfters geschieht, daß einer, der Vermögen besitzt, verarmt, so geriet auch ein Tischler, der ein vermöglicher Handwerker war, in Not und Elend, denn Glück und Arbeit hatten ihn verlassen u. die Schulden waren ihm geblieben. Das Unglücksmaß war dadurch voll, daß ein reicher Gläubiger dem armen Schreiner einen Wechsel im Betrage von 600 Mark für das ihm vorgestreckte Geld vorgelegt hatte. Es war gewiß, daß der reiche Geldmann, in dessen Händen das Papier sich befand, den letzten Rest des Hausrates würde abholen lassen. — Da pocht es an der Tür. Herein tritt, begleitet von einem Dienstmann, der Gläubiger.

Starr vor Erstaunen sieht die trauernde Familie, wie der Dienstmann einen Korb auf den Tisch setzt und lautlos fortgeht. Der Gläubiger drückt dem Schuldner die Hand und läßt dabei ein Koubert in dieselbe gleiten. Mit den Worten: „Auf bessere Zeiten!“ verläßt auch er den Kreis. Der Schreiner zeigt auf den großen Korb, und zitternd packt seine Frau aus. Da finden sich Kaffee, Zucker, eine Gans, Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen und Spielzeug für jedes Kind. Jubel bricht los, die Kleinen lachen und schreien. Der Vater aber hat das Koubert geöffnet und reicht es, ohne ein

Wort zu sagen, der Frau. Sie weint und faltet die Hände — es enthält den zerrissenen Wechsel und einen Hundertmarkschein. — Das war ein großes Glück und zwar für den Beschenkten wie für den Geber: für den ersteren die Bescherung, für den zweiten die Gnade zu dem guten Werke. Nicht jeder Reiche hat diese Gnade; viele der Allerreichsten sind willenlos gefesselt an die Vergötterung des Geldjades und haben die Freiheit, ein gutes Werk zu tun, längst an den Teufel des Geizes verspielt und verloren. Und die sind noch ärmer als der ärmste Bettler.



Im Mai.

Die Geschichte hat sich in Berlin zuge-
tragen.

Der Kaiser auf der Regalbahn.

Auf den Jagden in Neuberg war Kaiser Franz Josef mit seinem Gefolge zu-
meist schon um 7 Uhr früh in das Schloß zurückgekehrt, wo das Frühstück auf-
getragen wurde. Nach demselben folgte eine fünf- bis sechsstündige Ruhe, worauf das Diner kam. Dann unterhielten sich die Gäste des Kaisers mit Regelschieben. An dem letzteren Spiele nimmt auch der Kaiser teil. Es wird entweder eine

„Kriegspartie“ oder „Cabinet“ gespielt. Man erzählt, der Kaiser soll einmal in kurzen Zwischenräumen zweimal „alle Neune“ geschoben haben und so glücklich gewesen sein — 3 fl. 70 kr. zu gewinnen.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Ein päpstliches Rundschreiben zur 800. Jahrsfeier des hl. Anselm wendet sich gegen die modernen Widersacher der Kirche, insbesondere die sog. Modernisten, und mahnt zur Einigung der Katholiken mit dem apostolischen Stuhle.

Der Münchener Erzbischof Dr. Franz v. Stein ist am 4. Mai an Hirnschlag im Alter von 77 Jahren verschieden. Er war von 1878 bis 1898 Bischof von Würzburg und ein sehr frommer, in Wort und Schrift eifriger Oberhirt.

Zur Heiligensprechungsfeier des sel. Aemens Maria Hofbauer ist am 14. Mai eine mehrere hundert Personen starke Pilgerschar aus Osterreich nach Rom gereist. Die Heiligensprechung wird am 20. Mai (Christi Himmelfahrt) vom hl. Vater Pius X. vollzogen werden. Unser Kaiser wird sich dabei vertreten lassen, die Stadt Wien durch den Vizebürgermeister Dr. Borzer vertreten sein. Die Katholiken Osterreichs werden im Geiste bei dieser seltenen Feier der Heiligensprechung eines Osterreichers weilen und mit dem Papste beten: Heiliger Aemens, bitte für uns!

Osterreich-Ungarn.

Die Tätigkeit des Abgeordnetenhauses versprach zu Anfang der wiedereröffneten Session eine ruhige und erfolgreiche zu werden. Nur bezüglich der Gewerbeordnung wurde auf Drängen der Christlichsozialen eine Abänderung beschlossen, daß die Arbeitszeit im Handelsgewerbe 11 Stunden und für Kutscher im Frachtgewerbe 10 Stunden betragen soll. Wie ein böser Alp liegt auf der Volksvertretung ein vom Finanzminister vorgelegter Steuerplan, der neue Belastungen der armen Bevölkerung mit sich bringt. In allen namentlich auch in christlichsozialen Bevölkerungs- und Abgeordnetenkreisen erhebt sich gegen diese Forderung ein mächtiger Widerspruch. Die letzten Sitzungen hatten sich wieder mit Dringlichkeitsanträgen der Sozialdemokraten und Deutschfortschrittlichen wegen Rückberufung der Ersatz-Reservisten zu befassen. Obwohl von christlichsozialer Seite längst eine diesbezügliche Anfrage an den Kriegsminister gerichtet worden war, und die Rückberufung der Reservisten tatsächlich am 12. April angeordnet wurde, fanden es beide Parteien für notwendig die Beschleunigung der Rückberufung der Reservisten zum Gegenstande von Dringlichkeitsanträgen zu machen und die Zeit des Abgeordnetenhauses zu vergeuden. Für die nächste Zeit haben die Sozialisten zwei neue Dringlichkeitsanträge vorbereitet, außerdem liegen von tschechischer Seite sowie

von deutschen und tschechischen Agrariern solche vor, sodaß in den Haussezungen jede ersprießliche Arbeit verunmöglicht wird.

Christlichsoziale Wahlsiege. Bei den in den letzten Tagen stattgefundenen Landtagswahlen aus der allgemeinen Kurie haben die Christlichsozialen in Osterreich einen Bombenerfolg errungen, sie eroberten 12 von 14 zu vergebenen Mandaten; je ein Mandat erhielten die Freisinnigen und Sozialdemokraten. In Salzburg gelangten von 17 Mandaten 15 in christlichsoziale Hände, zwei in sozialdemokratische. In Steiermark fielen von 10 Mandaten 3 den Christlichsozialen, zwei den christlichen Slovenen, 4 den Sozialdemokraten zu; eine Stichwahl zwischen einem sozialdemokratischen und einem deutschfreisinnigen Bewerber soll noch stattfinden. Auffallend ist der schmähliche Durchfall der Deutschfreiheitlichen.

Die Reise des Wiener Gemeinderates nach dem Süden. Eine großartige Anzahl christlichsozialer Stadtverordneter unternehmen gegenwärtig mit ihrem Bürgermeister Dr. Lueger eine Reise nach Istrien, Dalmatien und dann in die neuen Reichslande Bosnien und Herzegowina. Auf der Rückreise wird die Hauptstadt Kroatiens, Agram, berührt. Der patriotische Zweck dieser Reise ist die Begrüßung der neuen österreichischen Staatsbürger in ihrer Heimat und die engere Verknüpfung der Freundschaftsbande zwischen den Wienern und den Bewohnern der neuen Kronländer, welche Bande anlässlich der Anwesenheit der bosnischen Guldigungsabordnung in Wien geschlossen wurden. Die Reiseteilnehmer fuhren am 7. Mai von der Hauptstadt bis nach Triest, wo sie feierlich empfangen wurden, am 8. Mai wohnten sie der feierlichen Einweihung der von der Wiener Gemeindevertretung übernommenen und großartig erweiterten Pflgeanstalt für skrophulöse und rhachitische Wiener Kinder in San Pelagio bei Rovigno bei. An der Festlichkeit beteiligte sich auch die Erzherzogin Maria Josefa.

Die verfrachtete Maifeier. Die Maifeier der Sozialdemokraten verlief überall eintönig und schwach. In einigen Großstädten wurden Umzüge gehalten. In Wien ist es seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes mit den Riesenzügen vorbei; auch sonst ist es recht stille geworden mit der Feier des 1. Mai, des „Weltfeiertages“. Die Arbeiterschaft hat es satt, sich von den Sozialdemokraten unnützerweise den Verdienst eines Arbeitstages rauben zu lassen. Selbst viele „Genossen“ wollen von dieser zwecklosen Maikomödie nichts mehr wissen. Der 1. Mai als Arbeiterfeiertag ist tot, das steht nach den Beispielen der letzten Jahre zweifellos fest und alle Versuche der sozialdemokratischen Führer, ihn zu neuem Leben zu erwecken, hatten keinen Erfolg mehr.

Ein Reichsbauerntag in Wien. Über Anregung der Bauernorganisation in Osterreich, Steiermark, Salzburg, Tirol, Kärnten, Böhmen, Mähren und Schlesien, selbst der deutschen Bauernvereinigungen in der Gotschee und in der Bukowina, beschloß der Niederösterreichische Bauernbund (Wien, 8. Bz., Samerlingplatz 9.) seinen diesjährigen Bundestag zu einem „Allgemeinen deutschösterreichischen Bauerntage“ zu erweitern. Derselbe soll vernehmbar die Wünsche der Bauernschaft kundtun und zu einer wahren Verbrüderung der Landwirte werden. Der Bauerntag findet am 20. Mai 1909 um 2 Uhr nachmittags in Wien statt. Von zahlreichen Abgeordneten werden Reden gehalten werden, und zwar über das Verhältnis der Bauern zu den übrigen Ständen und zum deutschen Volkstum, über die Notwendigkeit bäuerlicher Organisationen, die Altersversicherung, die Reform der Unfall- und Krankenversicherung, über die Reichsviehversicherung, über die Militärfragen, die Bodenentschuldung, die Schaffung eines Grundrechtes, über die Bekämpfung der Güterschlächtereien usw.

Die bosnische Agrarbank. Durch die Parteilichkeit des gemeinsamen Finanzministers Burian wurde die Ablösung der bosnischen Pächter (Ameten) einer ungarischen Privatbank überlassen, welcher damit ein förmlicher Freibuß für unerhörte Wuchergeschäfte gegeben wurde. Nicht nur diese Volksausbeutung, sondern auch die Beiseiteschiebung Osterreichs in einer so wichtigen Frage hat in Osterreich Entrüstung erregt. Die Christlichsozialen wollen beim Wiederzusammentritt der Delegationen den Rücktritt Burians erzwingen, indem sie ihm alle Kredite verweigern. Die Sozialdemokraten und Tschechen richteten ihre Angriffe nicht gegen den schuldigen Burian, sondern wollten bei dieser Gelegenheit das ihnen unbequeme Ministerium Bienerth stürzen, doch mißlang dieser Anschlag.

Italien.

Neue Rüstungen gegen Osterreich. Für das laufende Jahr stellt der italienische Kriegsminister eine Mehrforderung von 10 Millionen, für das nächste Jahr von 16 Millionen, für die weiteren Jahre von 20 Millionen Lire. Die außerordentlichen Auslagen werden sich im ganzen auf 418 Mill. Lire belaufen. Mit Hinzurechnung der bewilligten Ausgaben wird Italien für seine Armee in den nächsten fünf Jahren 1665 Lire verausgeben, wozu ein jährliches Marineerfordernis von 150 Millionen Lire tritt. Nach Durchführung der geplanten Neuerungen wird die italienische Armee dem österreichischen Heere nur um ein geringes sowohl hinsichtlich der Friedens- als der Kriegsstärke nachstehen. Es ist klar, daß diese Rüstungen vor allem gegen Osterreich gerichtet sind.

Türkei.

Ein neuer Sultan in der Türkei. Der Staatsstreich des Sultans Abdul Hamid

vom 13. April fand ein rasches und trauriges Ende. Die Jungtürken rissen wieder die Macht an sich und am 27. April wurde Abdul Hamid abgesetzt und gefangen. Der neue Sultan heißt Mohammed V. und steht bereits im 65. Lebensjahre. Zwischen ihm und den Jungtürken ist aber ebenfalls schon ein Zwist ausgebrochen. Indessen hielten die Jungtürken ein strenges Strafgericht über ihre Gegner, es gab viele Hinrichtungen und Güterentziehungen. Gegen die Zeitungen wurden Einschränkungsmaßregeln ergriffen.

Holland.

Eine holländische Thronerbin. Freitag, den 30. April, früh ist Königin Wilhelmina von einem Töchterchen entbunden worden. Die Erwartung der Holländer ist zwar nicht vollständig erfüllt worden, da man auf einen Thronerben gehofft hatte, aber es herrscht Freude, daß nun überhaupt die Thronfolge gesichert ist. Die Geburt einer Thronfolgerin hat geradezu einzigartige Stürme des Jubels und der Begeisterung entfesselt. Zu Ehren der neugeborenen Thronfolgerin hatten am Abend die öffentlichen sowie die meisten Privatgebäude beleuchtet. In den Straßen wogte eine frohbewegte Menge. Die Studenten brachten einen Fackelzug. Es wurden Dankgottesdienste und Feiern veranstaltet.

Kapuziner und Pastor.

In einem schwäbischen Kapuzinerkloster lebte vor Jahren ein frommer Gottesmann, bekannt und beliebt im ganzen Lande als der gütige Vater Joas. Er war eine Johannesseele, die allenthalben Liebe und Eintracht predigte und den katholischen Bauern insbesondere ans Herz legte, mit ihren lutherischen Haus- und Dorfnachbarn in Frieden zu leben. Der Pastor und lutherische Prediger im andern Dorfe, namens Brem, dachte aber anders in dieser Beziehung. Er mochte die Katholiken nicht leiden; er verschimpfte den Papst als Ungeheuer und seine Diener, insbesondere die Kapuziner, als wilde Männer.

Dem Vater Joas tat solche Gesinnungs- und Redensart weh, und als er einmal durch das Dorf des Pastors Brem kam, liefen ihm etliche Knaben nach, bewarfen ihn mit Kot und Steinen und schrien aus Leibeskräften ihm nach: „Ei, seht da den wilden Mann, den wilden Mann.“ Unter den Schreibern befand sich auch der kleine Thoms, der verwaisete Vetter des Pastor Brem, den dieser an Kindesstatt aufgenommen und sehr lieb hatte.

Der Vater Joas trauerte im Herzen über diese Dorfjungen und ging wehmütig seines Weges, die Jungen hinter ihm drein. Da fügte es sich, daß, als Vater Joas über eine Brücke mußte, der genannte kleine Thoms als einer der ersten hinter dem Vater her war, er glitschte auf der Brücke aus und stürzte in das

tiefe Wasser. Ohne langes Besinnen sprang der Kapuziner ihm nach und rettete den Knaben vom Ertrinkungstode. Als dann der Vater den bewußtlosen Thoms auf sich lud und ihn heimbrachte zum Vetter, dem Pastor Brem, erkannte letzterer, wie unrecht er den „wildern Männern“ getan und bat um Verzeihung und behielt den Vater Joas einige Tage lang bei sich als Gast auf der Pastorei. Durch den klugen Umgang während dieser Tage lernte er von seinem Gaste, dem Kapuziner, dessen Lieblingspruch: „Liebet auch die Andersgläubigen und hasset sie nicht, weil man sie anders denken gelehrt hat.“

Als Vater Joas wieder in sein Kloster heimkehrte, verwunderte man sich darüber, wie er bei einem Pastor habe übernachten und Tage lang aushalten können. Einige Brüder nannten dies ein öffentliches Argernis. Der ersten einer, den das Benehmen des Vater Joas verdroß, war der Vater Valentin. Doch der erstere blieb ruhig und machte keine Widerrede. — Nach einigen Tagen nun kam aber derselbe Valentin zu Vater Joas, er weinte und sagte: „Verzeihe, lieber Bruder! Ich habe dir Unrecht getan.“ Und nun erzählte er ihm, daß der besagte Pastor Brem seine Eltern unter eigener Lebensgefahr vom Feuertode errettet habe in der letzten Nacht.“ — Der Vater Joas umarmte den Bruder Valentin und versicherte ihm, daß er alles vergessen und nichts zu verzeihen habe. Nach einigen Tagen darauf ließ der Guardian den Pastor Brem in das Kloster bescheiden und da saßen die „wildern Männer“ mit dem „gezähmten Pastor“ beisammen und feierten ein Fest der Menschenliebe.

In der Sommerfrische.

Im Schatten alter Bäume im bayerischen Wald saßen eines Morgens mehrere Sommergäste. Auch eine sächsische Geheimrätin hatte sich niedergelassen. Da kam ein kleines Bauernmädchen mit einem Körbchen voll Erdbeeren. Die Kleine erschien jeden Morgen um diese Zeit, um das Ergebnis ihres Fleißes in kärgliche Münze umzusetzen. Zuerst bot sie ihr Körbchen der Frau Geheimrätin an. „Was kosten Deine Erdbeeren?“ sagte sie. „20 Pfennig,“ erwiderte das Mädchen. „Du bist aber teuer, Kleine, gestern hattest Du viel mehr und warst mit 10 Pfennig zufrieden.“ Ein prächtiger alter Nürnberger Herr, hatte mit funkelnden Augen die Verhandlung verfolgt. Nun rief er, ohne weiter Rücksicht auf die Geheimrätin zu nehmen, das Kind zu sich und sprach: „Sag' mal Kleine, wie lange hast Du an den Beeren gesammelt?“ — „Uma fünft ja mir aufg'standen. Bis 'ekt hab' i g'sucht.“ (Es war etwa 10 Uhr.) — „Nun, da hast Du eine Wurst oder ein Stück G'selcht's dabei g'habt?“ — „Na, a Stückerl trucken's Brot.“ — So, da leere mir einmal die Hälfte Deiner Beeren auf diesen Teller. Hier hast Du 20 Pfennig. Die andern

Beeren nimmst Du wieder mit und suchst sie drüben im andern Wirtshaus zu verkaufen! Halt! Dieses Stückerl Schinken kannst Du noch mitnehmen!“ — Die Geheimrätin war abwechselnd blaß und hochrot geworden. Nun litt es sie nicht länger. Sie erhob sich und verschwand im Hause. Am Abend vorher hatte sich die Dame beklagt, daß im bayerischen Wald so wenig für Luxusbedürfnisse gesorgt sei.

Lügen lernen.

Wie Kinder lügen lernen, lernen müssen, geht aus nachstehendem Vorfalle hervor. Eines Mittags war eine Mutter damit beschäftigt, ihr siebenjähriges Söhnchen für den Schulgang fertig zu machen. Am Morgen war das Kind nicht in der Schule gewesen, weil — man mit einer geliebten Dampf-Dreschmaschine gedroschen hatte und der Knabe gern dabei sein wollte. Es berührt einen gewiß eigenartig, wenn die Mutter ihr Kind in folgender Weise belehrt. Die Mutter sagte nämlich zu dem Kinde so: „Peterchen, wenn dich der Lehrer fragt, wo du diesen Morgen gewesen bist, dann mußt du sagen: Ich habe Leibscherzen gehabt.“ Da sah das Kind seine Mutter mit unbeschreiblichem Ausdruck von Staunen und gleichsam im voraus empfundenem Schamgefühl an und sagte: „Ja, aber Mutter, das ist doch nicht wahr, ich habe keine Leibscherzen gehabt.“ Hierauf erwiderte die Frau: „Ei was, dummer Junge, das tut nichts, so mußt du sagen. Also sag's noch einmal!“ Und nun sagte das Kind ohne Zagen und Stottern: „Herr Lehrer, ich habe heute Morgen Leibscherzen gehabt.“ Auf diese Weise wird das Wahrheitsgefühl im Kinderherzen erstickt.

Offenes Glaubensbekenntnis.

Bei einem Feste, das in Stockholm zu Ehren des berühmten, vielgenannten Tibet-Forschers Dr. Sven Hedin gefeiert wurde, sprach dieser folgende Worte, die den Mann als einen Glaubensbekenner ehren. Er sagte zu mehreren Jugendorganisationen: „Wir dürfen nicht vergessen, daß es einen Gott gibt, der unser Schicksal lenkt! Ich will keinem meinen eigenen Glauben in dieser Beziehung aufnötigen. Ich bedauere aber diejenigen, welche nicht gelernt haben, einzugestehen, daß es so ist! Ich bin in Asien hoch oben gewesen, auf den höchsten Bergen der Erde. Dort habe ich mich einsam und klein gefühlt. Ich habe gefühlt, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts vermag, und daß allein Gottes führende und schützende Hand einen wohlbehalten durch brennende Wüsten und in weite Fernen führen kann. Diejenigen, welche hier zu Hause in Einförmigkeit ihr Leben unter den kleinen, gleichgearteten Erlebnissen zubringen, haben keine Gelegenheit, diese andachtsvolle Einsamkeit kennen zu lernen und haben auch deren wunderbare Stimmung nicht gekannt.“

Missionswesen.

Die kath. Kirche in Indien.

In dem neuesten Jahresberichte der Nordtirolischen Kapuzinermission von Bettiah und Nepal in Vorderindien ist ein Übersichtsbild von dem Wirken der katholischen Kirche in Indien entworfen worden. Danach zählt

1. die Erzdiözese Bombay 17.000 Katholiken; als Missionäre wirken deutsche Jesuitenpatres. Suffragandiözesen: Trinopolis, Katholiken über 233.000; die Seelsorge üben französische und eingeborene Priester aus. Mangalore mit 91.000 Katholiken, Missionäre sind italienische Jesuiten und europäische und eingeborene Weltpriester. Diese zwei Diözesen besitzen ein eigenes Priesterseminar. Puna (Poona) zählt nahezu 15.000 Katholiken, die Seelsorge besorgen deutsche Jesuiten und eingeborene Weltpriester.

2. Erzdiözese Verapoly, errichtet 1853, zählt 56.000 Katholiken, Missionäre sind spanische Karmeliten und eingeborene Weltpriester. Suffragandiözese Quilon mit 94.000 Katholiken, Missionäre belgische Karmeliten und eingeborene Weltpriester.

3. Erzdiözese Pondicherry mit 175.000 Katholiken. Sowohl in der Erzdiözese als in den Suffraganbistümern sind die französischen Väter der auswärtigen Mission tätig. Suffragandiözesen: Mysore mit gegen 46.000 Katholiken. Kumbakonam zählt 88.000 Katholiken. Coimbatore besteht seit 1805 als eigene Diözese und besitzt 35.000 Katholiken.

4. Erzdiözese Madras mit 48.000 Katholiken; die Mission besorgen die Väter des St. Josefkollegiums von Mill-Sill. Suffraganbistümer: Syderabad (Saidarabad) mit 14.000 Katholiken; seelsorglich tätig sind hier die Väter der Gesellschaft für auswärtige Missionen in Mailand. Vizapagam mit 14.000 Katholiken. Nagpur zählt 12.000 Katholiken. In den beiden letztgenannten Diözesen besorgen die Mission französische Väter der Gesellschaft des hl. Franz von Sales.

5. Erzdiözese Kalkutta mit nahezu 80.000 Katholiken und bei 40.000 Katechumenen; Missionäre sind hier belgische Jesuiten. Suffragandiözesen: Krischnagar mit 45.000 Katholiken; die Seelsorge üben aus die Väter der Gesellschaft für auswärtige Missionen von Mailand. Dacca zählt 10.000 Katholiken; die Missionäre gehören der amerikanischen Kongregation vom hl. Kreuze an. Assam mit 18.000 Katholiken; die Missionäre sind aus der Kongregation des göttlichen Erlösers.

6. Erzdiözese Agra mit über 9000 Katholiken; als Missionäre wirken Kapuziner aus der toskanischen Provinz. Suffraganbistümer: Allahabad mit 7000 Katholiken; Missionäre und Kapuziner aus Bologna. Lahore mit 5000 Katholiken, belgische Kapuziner. Baiputana mit 3500 Katholiken und französischen Kapuzinern. Bettiah und Nepal (besteht seit

1892) mit über 3000 Katholiken, Kapuziner der nordtirolischen Provinz. Kaschmir und Karfristan mit 3500 Katholiken, Väter von Mill-Sill.

7. Erzdiözese Colombo mit 205.000 Katholiken. Suffragandiözesen: Jaffna mit 492.000 Katholiken, Missionäre sind französische Oblaten. Candy mit 28.000 Katholiken, Missionäre sind italienische Benediktiner (Silvestriner). In der Stadt Candy ist der Sitz des Apostolischen Delegaten für Vorderindien und dort befindet sich auch das päpstliche Seminar, Generalseminar für ganz Indien. Trincomalee mit 8000 Katholiken, die Mission besorgen französische Jesuitenpatres. Galle mit 8000 Katholiken, belgische Jesuiten. Siewer könnte man auch das angrenzende Burma rechnen, wo drei Apostolische Präfecturen errichtet worden sind, nämlich: Nord-Burma mit 7000 Katholiken; Süd-Burma mit 47.000 Katholiken; in beiden sind französische Väter der auswärtigen Mission tätig. Ost-Burma mit 10.000 Katholiken, wo italienische Missionspriester wirken.

Sind das auch herrliche Erfolge, die die kath. Kirche in Vorder-Indien erreicht hat, so ist die Zahl der Bekehrten, die fast 2 Millionen erreicht, verschwindend klein in Bezug auf die Bevölkerungsziffer Vorder-Indiens, die mehr als 294.000.000 beträgt. Es ist noch eine ungeheure Arbeit zu leisten und es werden viele seelsorgliche Kräfte und viel, viel Geld zur Bestreitung der Kosten, für Kirchen und Schulen erfordert.

Erziehungswesen.

„Die Kinder achten nicht darauf.“

Diesen Ausspruch hört man leider so oft, wenn man warnt, in Gegenwart der Kinder etwas zu reden, was für ihr Alter und ihr Verständnis nicht passend ist. „Es ist also schade,“ sagte ich einer Freundin, die in diesem Punkte sehr unvorsichtig war, „wenn vor der Zeit, die Kindlichkeit gestört wird, wenn Samen in die Seele fallen, die, weil verfrüht, giftige Blüten treiben.“

„Ach, die Kinder haben kein Interesse daran, den Gesprächen der Erwachsenen zuzuhören, und wenn sie auch hin und wieder etwas aufschneiden, so verflüchtet es bald wieder; da brauchen wir nicht zu ängstlich zu sein,“ so lautete die Gegenrede.

Diese gleiche Freundin hatte ein junges Zimmermädchen, das sie aber bald, nachdem es bei ihr eingetreten war, entlassen mußte. Das Mädchen, Marie mit Namen, tat ihr sehr leid, sie hatte so fest auf dessen Wohlverhalten gebaut und war nun doppelt enttäuscht und traurig. Einige Zeit darauf hörte man, Marie habe ihr kleines Töchterchen, dem sie zu Hause das Leben geschenkt hatte, durch Ersticken getötet.

Unter Zuerkennung mildernder Umstände wurde sie zu einiger Zeit Zuchthaus verurteilt. Nachdem die Strafzeit

verbüßt war, während welcher Marie sich musterhaft benommen hatte, nahm sich meine Freundin sehr liebevoll um das Mädchen an, um ihm behilflich zu sein, sich nach und nach wieder einen geachteten Namen unter den Menschen zu verdienen.

Sie brachte Marie bei einer alleinstehenden Dame unter, die gerne bereit war, dem armen Menschenkinde Gelegenheit zu bieten, ehrlich und brav sein Brot zu erwerben. Marie erwies sich würdig des in sie gesetzten Vertrauens. Niemand hatte seither Ursache, zu klagen; sie lebte nur dem einen Wunsche, durch ihren Dienst-eifer und ihr Verhalten ihrer Herrin die Wohlthat zu vergelten, die sie ihr dadurch erwiesen hatte, daß dieselbe Marie nach der Strafzeit nicht mit Verachtung und Hohn, sondern mit Güte behandelte. Dieser Dame war es ein Rätsel, wie das offenbar gut veranlagte Mädchen, das einer achtbaren Familie entstammte, so tief sinken konnte. Was Marie ihr auf ihre Fragen berichtete, ist wichtig und ernst genug, allen Eltern bekannt gegeben zu werden. Jene Dame hatte nicht anders gedacht, als daß Marie schon als Kind von bösen und verdorbenen Kameradinnen angesteckt und verführt worden sei; dem war aber nicht so, versicherte Marie.

„Wir wurden,“ so erzählte sie, „sorgfältig gehütet vor all jenen Kindern, die keinen günstigen Ruf genossen. Aber leider besaß mein Vater die Gewohnheit, bei Tisch der Mutter viel von dem zu erzählen, was er in seinem Berufe erlebte. Er war Polizeidiener und sah und hörte daher manches, was für jedermann besser gepaßt hätte, als für kleine Knaben und Mädchen, die mit nicht nur zwei, sondern mit sechs Ohren lauschten, wenn irgend eine dunkle Tat erzählt wurde. Wenn die Dinge recht lichtscheu waren, dämpften die Eltern wohl die Stimmen; wir aber spitzten um so mehr unsere Ohren, damit uns nichts entgehen möge. Wir fühlten es wohl, es solle uns verborgen bleiben. Aber gerade das reizte unsere Neugierde. Wie viel mögen wir ganz falsch verstanden, wie manches nur halb gehört und dann irrig gedeutet haben! Zu fragen getrauten wir uns nichts, weil wir mit Recht annahmen, daß dann die Eltern auf unsere Anteilnahme aufmerksam geworden wären und ihre Gespräche vor uns eingestellt hätten.“

Einmal erzählte der Vater, ein Knabe sei auf verschiedenen Übeltaten ertappt worden, die sein Verbringen in eine Besserungsanstalt notwendig gemacht hätten. „Daran,“ so schloß der Vater seinen Bericht, „sind nur die unseligen kleinen Hefte schuld mit ihren grauenhaften Geschichten, wie sie zum Spottpreise ein Warenhaus verkauft.“

Bald darauf brachte mein Bruder, den diese Bemerkung mit brennender Neugierde erfüllt hatte, einige von diesen Hefchen mit. In unbewachten Stunden verschlangen wir sie. Jetzt fanden wir den Schlüssel zu so vielem, was die Eltern

sich erzählten, jetzt hörten wir mit doppeltem Eifer zu.

So wenig die Hefchen kosteten, so überstieg der Preis doch oft unsere kleine Barschaft. Die Folge war, daß wir hin und wieder den Eltern heimlich etwas nahmen. Die Leidenschaft zu lesen, übertönte alle anfangs sich regenden Gewissensbedenken. Von den Indianer- und Räubergeschichten ging es ganz sachte zu solchen über, die in mehr oder weniger verblümter Form sittenlos waren. So wurde die frühzeitig erhitze und aufgeregte Phantasie vom giftigen Pesthauche des Lasters verdorben, so kam es, wie es nicht anders zu erwarten war, zu einem traurigen Ende. Ich weiß es, ich habe schwer gefehlt und habe meine Strafe verdient, aber ich bin überzeugt, es wäre nie so weit gekommen, wenn Vater und Mutter vorsichtiger gewesen wären mit ihren Reden, so lange wir noch klein waren. Was man in reifen Jahren ruhig und verständig zu beurteilen vermag, erregt, wenn es zu früh gehört wird, einen Sturm im Innern, dem die sonst edelsten Erziehungsblüten und -früchte erbarmungslos zum Opfer fallen."

Ebenso anschaulich wie dieses, widerlegt das folgende Beispiel die irrige Annahme so vieler Eltern, als verstünden die Kinder nichts von dem, was sie hörten, als sei es ganz ausgeschlossen, daß derartige Gespräche von Erwachsenen einen üblen Eindruck auf die Kinder hervorbringen könnten.

Erst kurze Zeit ist es her, da war in den Blättern zu lesen, daß ein sechs Jahre altes Mädchen Selbstmord verüben wollte. Einige Kinder hatten ein am Ufer eines Wassers lose daliegendes Boot bestiegen und waren vom Lande abgetrieben worden. Ein Schiffer hörte ihr Angstrufen und befreite sie aus ihrer gefährlichen Lage. Ein Zuschauer sagte darauf zu dem ihm bekannten 6 Jahre alten Kinde, sein Vater werde es bestrafen, weil es ungehorsam gewesen sei. Die Kleine ging darauf an den Bahndamm und stellte sich zwischen die Schienen, über die ein Zug eben fahren sollte. Glücklicherweise brachte der Zugführer den Zug etwa drei Meter vor dem Kinde zum Stehen. Dieses, welches die Tragweite seiner Tat nicht kannte und nicht zu beurteilen vermochte, erzählte, es habe sich wollen überfahren lassen, um der Strafe von seiten des Vaters zu entgehen; es habe gehört, wie Bekannte seinen Eltern erzählt hätten, daß ein Knabe sich ebenfalls habe überfahren lassen, um sich einer Strafe zu entziehen!

Und da wagt man zu sagen: „Die Kinder beachten und verstehen uns nicht!“

Wie manches Kind muß zugrunde gehen wegen dieser Sorglosigkeit und immer noch wollen es die Eltern nicht glauben, wollen vor allem sich die Überwindungen und Selbstbeherrschung nicht auferlegen, die notwendig wäre, um hier Wandel zu schaffen!

Gesundheitspflege.

Stockschnupfen bei Kindern.

Ein recht lästiger Zustand bei kleinen Kindern ist der Stockschnupfen, denn er erschwert denselben das Atmen, hindert das Trinken und stört den Schlaf. Die Ursache dieses Leidens ist Erkältung; jedoch hat die Erfahrung gelehrt, daß Kinder mit skrophulöser Anlage am meisten davon befallen werden und sich bei ihnen dies Übel am hartnäckigsten zeigt. Es bilden sich nämlich in diesem Falle fortwährend in beiden Nasenlöchern Schorfe und Borsten, welche entfernt werden müssen, weil sie oft das Atmen fast unmöglich machen. Da diese zapfenartigen Borsten nicht leicht mit einer Haarnadel zu beseitigen sind, so muß man dieselben zuvor mit erwärmter Milch, Mandelöl oder Glycerin bestreichen, damit sie sich erweichen und leichter entfernen lassen. Auch ist es zweckmäßig, die Nase äußerlich mit erwärmter ungesalzener Butter, Gühnerfett, Mandelöl, Vaseline oder auch Majoranöl einzureiben.

Winke für Radfahrer.

Eine Halberstädter Zeitung brachte einige für Radfahrer sehr beachtenswerte Winke. Sie schrieb:

„Viele Radfahrer glauben bei größeren Radtouren sich am besten für die kommende Muskelarbeit zu stärken, wenn sie recht viel Fleisch oder andere Eiweißstoffe zu sich nehmen. Nun zeigen aber die neueren Untersuchungen in überzeugender Weise, daß Muskelkraft fast hauptsächlich von den Nährsalzen, die in großer Zahl in den Gemüsen vorhanden sind, abhängig ist. Versuchstiere, die mit Eiweißstoffen, Kohlehydraten und Fetten (die drei Hauptstoffe des Stoffwechsels) genährt wurden, wobei ihnen jedoch die Nährsalze gänzlich entzogen wurden, gingen allmählich zu Grunde. Es ist auch das eine merkwürdige Tatsache, daß bei Distanzmärschen die Vegetarianer sehr oft als Sieger hervorgehen und auch sonst die schwersten Strapazen ertragen. Wir können also Radfahrern den Genuß von frischen Gemüsen, Früchten und Gebäck auf der Tour wärmstens empfehlen.“

Für Haus und Küche.

Topfen-Krapfen. 12 Deka Butter abtreiben, 12 Deka Zucker und 2 ganze Eier langsam hineinrühren, $\frac{1}{4}$ Liter Milch, 4 Deka Germ und Salz dazu, dies gut abtreiben, 20 Deka Mehl und $\frac{1}{4}$ Kg. passierten Topfen dazu geben, den Teig gut arbeiten, Krapfen formen, gut aufgehen lassen, dann aus dem Schmalz backen und beim Anrichten mit Grobzucker und Mandeln bestreuen. Dieselben können auch kalt gegessen werden.

Restaurationsbraten. Die Kostbraten werden aus den Knochen gelöst, bis auf die Rippe, an der das Fleisch hängt, geklopft, gesalzen, mit Mehl bestreut, mit ziemlich viel geschnittenen Zwiebeln, Paradeisäpfeln und etwas grünem Paprika

in siedendes Fett gegeben und schnell auf beiden Seiten gebraten. Darauf entfernt man die Haut der Paradeisäpfel und die Paprika und richtet sie auf gewärmter Schüssel an.

Kumpfstiek auf englische Art. Ein gut abgelegenes Beiriedstück befreit man von Fett und teilt es in Schnitzel von Kostbratenstärke, klopft sie und läßt sie aufeinandergeschichtet abliegen. Dann bratet man sie mit heißer Butter und salzt und pfeffert sie erst während des Bratens. Man kann sie beim Anrichten mit Zitronensaft betropfen und Sardellenbutter dazu geben.

Kraftsuppe wird folgender Weise bereitet: 1 Selleriekopf, einige Mohrrüben, etwas Porree, 1 Petersilienwurzel, einige Wirsingkohlblätter, 1 Kohlrabi, 2 bis 3 Schwarzwurzeln, 1 Zwiebel, sowie einige Stangen Spargel putzt man sauber, teilt alles in gleiche Scheiben, schwitzt sie genügend in Butter etwa 20 Minuten lang, gibt dann alles in etwa 2 Liter kochendes Wasser und läßt weich kochen, feiht es durch einen Sieb, fügt Maggis Würze, Salz, einige Pilze hinzu und färbt sie mit in Butter gebräuntem Mehl, dem eine zerschnittene Zwiebel beigefügt wurde.

Karottensauce. 4 Eßlöffel gekochte und durch einen Sieb gestrichene Karotten werden in 250 Gramm kochende Butter gerührt und mit Maggis Würze, Salz und Pfeffer gewürzt, worauf man die Sauce noch eine Weile ziehen läßt.

Für den Landwirt.

Wiesenkultur.

Der „Westdeutsche Landwirt“ brachte einen sehr beachtenswerten Artikel über die Steigerung der Wiesenerträge. Bei der Wiesenverbesserung kommen u. a. insbesondere drei Punkte in Betracht: 1. die Regelung der Feuchtigkeitsverhältnisse; 2. die sachgemäße Düngung und 3. die Bearbeitung der Wiese mit Egge und Walze. Die Wiese muß frisch, nicht trocken, noch weniger aber naß sein. In sehr vielen Orten ist man fast ausschließlich auf den natürlichen Futterbau angewiesen, sei es, daß der Kunstfutterbau zu unsicher oder zu kostspielig erscheint, oder daß man auf den Betrieb desselben nicht eingerichtet ist. Desto mehr muß man durch sorgfältige Pflege den Naturwiesen möglichst hohe Erträge abzugewinnen suchen. In manchen Fällen ist zur zeitweisen Bewässerung der Naturwiesen Wasser vorhanden oder läßt dasselbe uns schwerlich herbeischaffen. Zu diesem Zwecke aufgewendete Kosten machen in der Regel reichlich sich bezahlt. Wo man im Herbst Gelegenheit hat, das nach starken Regengüssen aus nahen Wäldern kommende Wasser auf die Wiese zu lehren, sollte hievon ausgiebigen Gebrauch machen. Sollte dabei eine teilweise Verschlammung des Wiesenlandes eintreten, so muß selbstverständlich für Lockerung und Zerreibung der Kruste gesorgt wer-

den. — Was die Düngung betrifft, so hat wohl dieselbe bei Wiesen nicht die Bedeutung wie beim Acker, trotzdem müssen diese, wenn sie reiche Erträge liefern sollen, regelmäßig gedüngt werden. Viele Wiesen ergeben deshalb nicht die gewünschten Erträge, weil es ihnen an hinreichendem Kalkgehalt fehlt. Man mache daher die Kalkprobe und sorge eventuell für Abhilfe durch Aufbringen von Mergel und gemahlenem kohlen saurem Kalk. Stroharmer, verrotteter Stallmist ist ein guter Wiesendünger, er wird aber hier weniger verwendet, da man ihn für den Acker notwendig gebraucht. Mit sehr gutem Erfolge wird der Kompost auf der Wiese verwendet. Zur Bereitung desselben dienen zweckmäßig Rasen, Mergel, Bauschutt, Pflanzenabfälle aus der Scheune, vom Hofe und Felde, gebrannter Kalk, Wegschlamm, fruchtbare Erde aus Gräben, Rainen usw. Zur Beförderung der Zersetzung wird alles dieses mit Sauche sowie mit Pferde- und Schweinemist durchsetzt. Der Kompost darf aber erst dann auf die Wiese gebracht werden, wenn er zu einer schwärzlichen, gleichförmig gemischten Erde geworden ist und weder rohe Erde noch unverseuerten Mist enthält. Dieser Zustand wird bei sorgfältiger, öfterer Umsezung des Komposthaufens etwa in anderthalb bis zwei Jahren erreicht. Nach der Kompostdüngung muß die Wiese gründlich aufgeeggt werden.

Mit großem Vorteil wird die Gülle in bedeutend verdünntem Zustande verwendet. Ihre Wirkung ist eine sehr rasche, da sie die Pflanzennährstoffe in feinverteilter, zum Teil flüssiger Form enthält, wie sie den Wiesenpflanzen entweder sofort oder doch in kurzer Zeit zugänglich sind.

Einen besonderen, nicht zu unterschätzenden Nutzen bietet die Bearbeitung des Wiesenlandes mit Egge und Walze. Auch auf sonst guten Wiesen zeigen sich kleine kriechende Unkräuter (Gundelrebe, Günsel, Hahnenfuß, Ehrenpreis, gemeines Rispengras usw.), die, ohne selbst einen nennenswerten Ertrag zu liefern, den Boden verfilzen und versäuern und der Ansiedlung von Moos Vorschub leisten. Da muß die Wiesenegge in Tätigkeit treten, welche die Filzdecke zerreißt, Moos und Unkräuter zerstört und außerdem durch Auflockerung der obersten Bodenschicht dem wichtigen Zwecke dient, der Luft, dem Lichte, der Wärme und Feuchtigkeit Zutritt zu der Grasnarbe zu verschaffen.

Gemeinnütziges.

Käse zum Hausgebrauch. Dicks (saure) Milch wird auf dem Feuer gelinde erwärmt, damit die Molke vollständig von dem Käsestoffe (der Matte) sich trenne, worauf letzterer in einem leinenen Beutel zum vollständigen Abtropfen der Molke getan wird. Hierauf wird die Matte fein zerkleinert, in einen irdenen Topf getan,

welchen man, mit Papier überdeckt, in die Nähe des Herdes oder sonst auch in die Sonne stellt. In drei bis vier Tagen gelangt die Käsemasse in Gärung, worauf sie mit Butter, Salz und Kümmel auf dem Feuer stehend angerührt wird, so lange, bis die Masse ins Kochen kommt. Darauf wird der Käse zum Erkalten hingestellt und zum Gebrauche in entsprechende Scheiben oder Stücke geschnitten.

Weinige Rhabarbertinktur besteht aus 5 Gewichtsteilen feingepulverter Rhabarberwurzel, $1\frac{1}{2}$ Teilen Pomeranzenschalen, $\frac{5}{8}$ Teilen Kardamom, 60 Teilen Malaga- oder sonst einem guten Wein und $1\frac{1}{2}$ Teilen Zucker. Diese Mischung läßt man einige Tage in gelinder Wärme ziehen und filtriert dann die fertige Tinktur.

Ruß für Topfrosen. In Frankreich wendet man zum Begießen von Topfrosen häufig stark verdünntes Rußwasser an, bereitet durch Übergießen des Russes mit heißem Wasser. Dasselbe soll sehr günstig auf die Entwicklung der Pflanzen, sowie der Blüten einwirken. Gegen Würmer in den Töpfen, welche den Rosen sehr schädlich sind, ist das Rußwasser ein Hauptmittel. Man wendet es gegen dieselben etwas stärker als gewöhnlich an, läßt vorher die Erde ziemlich austrocknen und begießt dann durchdringend, worauf die Würmer bald auf die Oberfläche kommen. Natürlich läßt sich dieses Verfahren mit der gehörigen Vorsicht auch bei andern Pflanzen in Anwendung bringen.

Stflecke auf Leder (z. B. farbige Schuhe, Polstermöbel usw.) werden vorsichtig mit Salmiakgeist betupft und mit reinem Wasser abgespült. Das Verfahren wird so oft als nötig wiederholt. Es muß aber wegen der Färbung des Leders die größte Vorsicht beobachtet werden.

Altes Geflügel mürbe zu machen. Ehe man das Geflügel rupft, legt man es 24 Stunden in kaltes Wasser, in das man ein paar Löffel voll Holzäsche gibt. Dann wird es gewaschen, gerupft und weitere 24 Stunden in gewöhnlichem Wasser gelassen. Hierauf bratet man es und begießt es von Zeit zu Zeit mit sehr heißer Butter. Auf diese Weise kann auch die älteste Henne ein guter Braten werden.

Buntes Allerlei.

Aus Monte Carlo.

Ein Reisender unternahm eine Tour zu Fuß. Auf der Landstraße wurde er von einer Räuberbande überfallen. „Woher des Weges?“ rief wild der Hauptmann. — „Aus Monte Carlo“, erwiderte zitternd der Reisende. — „Aus Monte Carlo?“ frug der Hauptmann mitleidig, und sagte, während er den Hut abnahm, zu seinen Kameraden: „Meine Herren! für einen armen Reisenden, der aus Monte Carlo kommt.“

Das Rasiermesser als Honorar.

Der Direktor der Akademie für Musik in London, Alexander C. Mackenzie, beschäftigte sich in einem Vortrage über

Kammermusik mit Haydn, als dem Vater des Quartetts und der Sinfonie. Er erzählte dabei eine interessante Anekdote aus dem Leben des großen deutschen Komponisten. Als dieser in London weilte, traf ihn ein Besucher an, während er sich mit einem unzulänglichen Messer rasierte. „Ich würde das beste Quartett, das ich komponiert habe, für ein gutes Rasiermesser geben,“ sagte Haydn. Sein englischer Besucher entfernte sich auf der Stelle und kehrte mit zwei vorzüglichen Messern wieder, die er dem Komponisten überreichte. Er erhielt dafür von Haydn das Manuskript der Komposition, die heute noch als „Rasierquartett“ in Künstlerkreisen bekannt ist.

Er ließ mit sich reden.

Der Wirt G. in Ruhrort hatte den Eingang zu seinem Lokale mit einem großen altdeutschen Schilde geschmückt, welches mit entsprechenden Figuren den Spruch trägt:

Quält dich der Kummer,
Drückt dich der Schmerz,
Trink hier 12 Liter,
Und leichter wird's Herz.

Da sich aber ganz in der Nähe eine Schule befindet, so hatte der Schulvorstand bei dem Bürgermeister wegen dieses Schildes Vorstellungen gemacht. Der Bürgermeister forderte den Lokalbesitzer schriftlich auf, die Inschrift zu entfernen. Herr G. erklärte jedoch, sich diesem Verlangen gutwillig nicht fügen zu wollen, hat sich aber nach persönlichem Austausch der Meinung bereit gefunden, aus freien Stücken in der Aufschrift die Ziffer „2“ zu entfernen, so daß es nun heißt: „Trink hier 1 Liter und leichter wird's Herz.“

Ein eigentümliches Testament.

Ein Fräulein in Soest in Westfalen hat nach ihrem Tode ein recht eigentümliches Testament hinterlassen. Die Dame bestimmte in ihrem Testament: ihre sämtlichen Geschwister sollten sich in ihren Nachlaß teilen; wenn aber der bereits sechzigjährige Bruder Wilhelm noch heirate, so bekomme er nichts. Die Rechtsgelehrten haben dann den alten Wilhelm belehrt, er habe weder auf Kapital noch Zinsen Anspruch, da man bis zu seinem Tode warten müsse, ob er auf seine alten Tage noch heirate oder nicht.

Wechsel.

Mit dem Jahreswechsel zusammen fällt in vielen Städten der Wohnungswechsel, der Dienstbotenswechsel, und noch mancher andere Wechsel wird mit dem Jahreswechsel fällig. Ein sehr wichtiger Wechsel ist der Ministerwechsel, der in manchem Lande oft vorkommt. Im ganzen soll man heutzutage nicht viel auf diese Wechsel geben. Manch junger Mann glaubt seiner Sopranstimme sicher zu sein. Da wird ihm plötzlich über Nacht eine neue Stimme an den Hals geworfen. Diese neue Stimme gilt dem einen als Tenor, dem anderen als Baß, das macht der Stimmwechsel. Gesinnungswechsel, Glau-

benzwechsel taugen in der Regel auch nicht viel, weil damit oft niedrige Geschäfte gemacht werden.

Es ist mit dem Wechseln heutzutage ein ganz schwarzes dummes Ding! Die allgemeine Wechselklage zeigt, daß schon mancher pleite ging.

Verständnisvoll.

Madame: „So ein fataler Zufall; also das Dienstmädchen meiner Freundin war auch gerade auf dem Leihamte, als Sie meine Uhr verletzten? Sie haben doch gesagt, es sei Ihre eigene?“ — Dienstmädchen: „Natürlich; dasselbe sagte sie ja auch; ach, Madame, haben wir gelacht!“

Kunst und Wissenschaft.

Was unterscheidet Kunst und Wissenschaft? Das Können. Dem muß den Vorrang doch das stolze Wissen gönnen. Wohl weiß die Wissenschaft, wie etwas sollte sein, Doch machen kann sie's nicht, das kann die Kunst allein.

Im Kurort.

In der Fremdenliste eines kleinen Kurortes konnte man eines Tages lesen: Mr. Dwell, Rentier aus London, mit Frau, zwei Töchtern und einem Sohn! Die reichen Engländer! Das Hauptinteresse des kleinen Kurorts dreht sich um die interessanten Leute. Die beiden Töchter mit den wassergrauen Augen und den strohgelben Mähnen, sind Gegenstand allseitiger Guldigung. Man bewundert ihren Chic, ihre extravaganten Toiletten und sogar ihre großen Füße, auf welchen sie sich mit mehr Sicherheit als Grazie bewegen. Die Flegelkinder des Sohnes werden von der gesamten Schuljugend nachgeahmt. An der Table d'hôte sitzt die Familie obenan. Mr. Dwell spricht sehr laut, und wenn er spricht, schweigt die ganze Tafelrunde, und er spricht immer. Er kritisiert die Speisen, die Bedienung, den ganzen Ort und ist nie zufrieden. Er wird wohl sehr vornehme Gewohnheiten haben. Der Kellner zittert vor ihm. Beim Nach Tisch legt er die Beine auf einen zweiten Stuhl. Wenn er sie auf den Tisch legen würde, oder in den Schoß einer Nachbarin, man nähme es ihm auch kaum übel. Das ist eben englisch, sagen sie. Wahrscheinlich ein hoher Aristokrat in kognito. Heidenmäßig reich. Eines Tages schlägt Mr. Dwell großen Lärm an der Table d'hôte. Man hat sein Kubert um einen Platz heruntergerückt für einen neuen vornehmen Gast: „Lord Anybody“ steht im Fremdenbuche. Mr. Dwell weiß das nicht; er rast nur über seine Zurücksetzung. Der Kellner zittert wie eine Espe im Sturm. Mr. Dwell hat versprochen, ihm die Suppensüßel an den Kopf zu werfen. Da tritt ein einfach gekleideter Herr ein, der neue Gast. Der Kellner führt ihn an den Ehrenplatz neben Mr. Dwell. Dieser stutzt. Der Neuangekommene auch; er ruft: „Kellner!“ — „Sie befehlen?“ — „Tragen Sie mein

Kubert an einen anderen Tisch! Ich bin nicht gewohnt, bei Tisch neben meinem Schuster zu sitzen!“ — — Daher das feine Schuhwerk der ganzen Familie! Der Kellner zittert nicht mehr vor Mr. Dwell!

Verwandtschafts-Verhältnis.

Herr Lewis hatte von seiner ersten Frau zwei Töchter, von denen die älteste einen Witwer namens Willis heiratete; dieser besaß aus erster Ehe eine Tochter, die sich mit Lewis verheiratete und ihm einen Sohn gebar. Die zweite Frau des Willis konnte nun sagen: Mein Vater ist mein Sohn und bin die Mutter meiner Mutter, meine Schwester ist meine Tochter und ich bin die Großmutter meines Bruders.

Aus der Schule.

Beim Erklären der vierten Bitte des Gebetes des Herrn fragte der Katechet: „Warum bitten wir: Gib uns heute unser täglich Brot? Warum sagen wir nicht: Gib uns Brot für eine ganze Woche, ganzen Monat, ganzes Jahr?“ — Ein Knabe stand auf und antwortete: „Es würde dann ja altbacken werden.“ — Ein kleines Mädchen wurde bei der Erklärung des zweiten Gebotes gefragt, was fluchen heiße. Das Kind wurde verlegen und erwiderte, daß es noch nie fluchen gehört habe. Der Lehrer freute sich im Stillen über die Unschuld der Kleinen und wollte eben den Begriff auf eine zarte Weise erläuternd umschreiben, als flink ein kleiner Bauernburische die Hand emporstreckte und dabei ausrief: „Herr Lehrer, ich weiß es, soll ich's ihr einmal vormachen?“

— **Große Heringsmassen.** Die Fischer der westlichen Ostsee werden endlich durch reiche Fänge entschädigt. So wurden in den letzten Tagen in der Kieler und Travemünder Bucht solche Unmassen von Heringen und Sprotten gefangen, daß sie kaum Verwertung finden konnten und große Kosten an Düngerefabriken abgegeben werden mußten. Auf dem Lübecker Markt wurden die Heringe eimerweise, zwischen 150 und 200 Stück, zum Preis von 10 Pfennigen (12 Heller) gehandelt.

— **Große Damen als Straßenkehrerinnen.** Ein merkwürdiger Anblick bot sich letzter Tage den Bewohnern der nordamerikanischen Stadt Washington. Mehrere Damen der höchsten Gesellschaft hatten gehört, daß man sich über den unsauberen Zustand der Straßen beklage. Da sie selbst Vorstellungen bei der Stadtverwaltung erhoben, denen man aber kein Gehör schenkte, so bewaffneten sie sich selbst, kurz und kühn entschlossen, mit Besen und Bürsten und besorgten dann höchst eigenhändig die Herstellung der Reinlichkeit, die von den abwesenden Straßenkehrern nicht zu erreichen war. Die Bevölkerung bereitete den freiwilligen Arbeiterinnen einen sehr warmen Empfang, denn im vorurteilslosen Amerika schändet bekanntlich keinerlei Arbeit!

Lustige Gde.

Wörtlich befolgt. Gast: „Fritz, ich finde eigentlich recht wenig Fleisch auf meinem Teller?“ — Kellner: „Mein Herr, bedaure sehr, Sie haben doch auch ausdrücklich Klöße mit Schweinsknöcheln verlangt!“

Eine Streitfrage. Schmierer-Schauspieler, als der Souffleur eine auf die Bühne gefallene Wurst verschwinden lassen will: „Wollen Sie sie gleich hergeben! Wer hat den Hamlet gespielt — ich oder Sie?“

Kindlich. Mutter (zum kleinen Fritz): Du bist doch wieder ganz schmutzig? Der kleine Fritz: Na, siehst du, Mama, wozu wird man da erst gewaschen!

Auch eine Vorbereitung. Junger Mann (zur Mutter seiner Zukünftigen): Ich setze doch voraus, daß Ihre Tochter entsprechend zur Ehe vorbereitet ist? Mutter: O, freilich, schon seit vier Jahren pflegt sie a Myrthenstöckel.

Rätsel-Aufgaben.

Silbenrätsel.

a, d, da, der, dor, en, ei, te, man, mar, mun, nel, now, t, ten, za.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Sportsgegenstand bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter der Reihe nach folgendes:

- 1. Westfälische Stadt 2. Weiblichen Vornamen, 3. Kleines Raubtier, 4. Ein Nahrungsmittel, 5. Wohlriechende Blume, 6. Stadt in Pommern.

Tauschrätsel.

Die Anfangsbuchstaben nebenstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebensoviele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Titel einer Operette ergeben.

Leber	Gabe
Rampe	Haus
Alster	Fuge
Horn	Ohr
Onkel	Tonne

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Worträtsel:

Hoffnung.

Homonym:

Fris.

Richtige Lösungen beider Rätsel sandten ein: P. Beda Bobitzer, O. S. B., Marienberg (Mals, Tirol); des Worträtsels: Joh. Preis, Linz; Louise Schöbck, Schönberg.

Advertisement for Valerie Kirchner, Wien. Includes an image of a gramophone and text: 'Eine Platte gratis. Verlangen Sie Offert!', 'Valerie Kirchner, Wien, III., Hauptstrasse 5, Mezzanin. Abtlg. Nr. 16. Geschäftsbestand 12 Jahre. Platten von 1 K, Walzen von 80 h, Apparate von 20 K, Phonographen von 9 K. Ein Teil der Vorräte mit 25% Rabatt.'

**Beste böhmische Bezugsquelle!
Billige Bettfedern!**



1 Kilo graue, geschliffene, 2 K, besser 2 K 40 h; halbweiße 2 K 80 h, weiße 1 K, weiße flaumige 5 K 10 h; 1 Kilo hochfeine, schneeweiße, geschliffene Herrschaftsfedern 6 K 40 h, 8 K; 1 Kilo graue Daunen (Flaum) 6 K, 7 K; weiße 10 K, allerfeinster Brustflaum 12 K; bei Abnahme von 5 Kilo franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem rotem, blauem, weißem oder gelbem Nanjing.

1 Tuchent, 180 cm lang, 116 cm breit mitsamt 2 Kopfstissen, jeder 80 cm lang, 58 cm breit, gefüllt mit neuen, grauen, sehr dauerhaften, flaumigen Bettfedern 16 K, Halbdauen 20 K, Daunen 24 K. Einzelne Tuchente 10 K, 12 K, 14 K, 16 K. Kopfstissen 3 K, 3 K 50 h, 4 K. Zweispännige Tuchente 180 cm lang, 140 cm breit, 14 K 70 h, 17 K 80 h, 21 K. Kopfstissen, 90 cm lang, 70 cm breit, 4 K 50 h, 5 K 20 h, 5 K 70 h. — Versand gegen Nachnahme von 12 K an franko. — Umtausch und Rücknahme franko gestattet, für Nichtpassendes Geld retour. Preisliste gratis und franko.

Z. Benisch in Deschenitz Nr. 34, Böhmerwald.



Ausgeführt für die Kirche in Peterswald.

Heinrich Hesse,

Glasmalerei und Kunstglaserei

HAIDA in Böhmen.

Gegründet 1883.

Prämiiert mit der Staatsmedaille, goldenen Medaille u. Ehrenpreisen.

Erste Haidaer Kunstanstalt für Herstellung aller Arten

Kirchenfenster.

Ausführung stilgerecht u. kunstvoll bei mäßigen Preisen.

Skizzen u. Kostenvoranschläge gratis.

Grössere figurale Arbeiten lieferte für die Kirchen zu:

Altstadt i. M., Grulich, St. Georgenthal, Hennersdorf, Parschnitz, Reichenberg, Bensen und Peterswald i. Böhmen, Giebau u. Domeschau i. Mähren u. s. w.

Haida, Hauptsitz d. weltbekannten Nordböh. Glasindustrie mit k. k. Fachschule.

**Billigste Einkaufsquelle!
Handgewebte Leinwand Rasenbleiche,**

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Inletts, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabriksniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikspreisen empfiehlt das

Versandgeschäft

Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.

Die Frage!

„Kaufe ich mir eine Waschmaschine?“

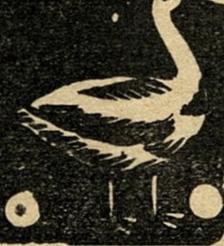
wird auch Sie schon beschäftigt haben, und mit Recht, denn gute Dienstboten und Waschfrauen sind sehr selten und teuer.



Es gibt wohl unzählige Arten solcher Maschinen, jedoch bedeutet die Waschmaschine **System „Krauss“** auf diesem Gebiete einen **gewaltigen Fortschritt.**

Eine jugendliche Person leistet damit mindestens doppelt so viel als eine erfahrene Waschfrau mit der Hand. Mit Rücksicht auf die Zeit- u. Kraftersparnis, sowie Schonung der oft so teuren Wäsche sind 75% Gesamtersparnis nicht überschätzt. Es ist deshalb sehr zu empfehlen, Preise und ausführliche Beschreibung von **Bernh. Hähner, Chemnitz i. S.** zu verlangen.

Billige Bettfedern u. Daunen!



Ein Kilogramm graue, geschliffene K 2.—, halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima Daunenweiße K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—, Daunen grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—, von 5 Kg an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem, roten, blauen, gelben oder weißen Inlet (Nanjing) eine Tuchent, Größe 180x116 cm samt 2 Kopfpolster, diese 80x58 cm genügend gefüllt, mit neuen grauen, gereinigten, füllkräftigen und dauerhaften Federn K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, 14.—, 16.—, Kopfpolster K 3.—, 3.50, 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.

Max Berger in Deschenitz Nr. 520 (Böhmerwald.)
Preisliste über Matratzen, Decken, Ueberzüge und allen anderen Bettwaren gratis u. franko. Nichtkonvenierendes tausche um, oder gebe Geld zurück.

KRIEG

erische Worte übertriebener Reklame stehen weit hinter dem guten Rufe, der weiter kommt. Nur das, was sich lange Jahre behauptet, ist gut! Deshalb viele bezeugen die erprobte nie versagende Wirkung der seit vielen Jahren mit dem besten Erfolge bei Appetitlosigkeit, Blähungen, Brechreiz, Magendrücken, schlechtem Verdauen, Schwindel, nerv. Kopfschmerzen zc. angewendeten Sulner Magentropfen aus der Böwen-Apothete in Sulnet 208 (Mähren) welche in keiner Familie fehlen sollten.

Echt nur mit unserer Schutzmarke!

Zwei Fläschchen um K 2.11, drei um K 3.12, vier um K 3.92 speisenfrei, für vorausgeschickten Betrag.

Grässlich

hohe Preise werden oft für

Herren und Damen-Stoffe

bezahlt. Dies können Sie nur vermeiden, wenn Sie direkt am Tuchfabriksplatze kaufen. Verlangen Sie daher kostenlose Zusendung meiner reichhaltigen Frühjahrs- und Sommer-Musterkollektion. Führe nur erstklassige Erzeugnisse und aparte Saisonneuheiten.

Tuchversandhaus

Franz Schmidt, Jägerndorf Nr. 10, (Oesterreich.-Schlesien.)

